Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 17 (1868)

Artikel: Meine weissen Bekannten
Autor: Merz, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-122289

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meine weißen Bekannten.

Von Carl Merz.

Im letzten Jahrgange des Berner Taschenbuches habe ich den Lesern einige meiner schwarzen Bekannten vorgestellt. Ich muß nun wohl, um gerecht zu sein, auch meinen weißen Bekannten einige Beachtung gönnen. Leider verstattet es der Raum nicht, alle zu berücksichtigen, und ich muß mich daher auf diejenigen beschränken, die ich während meines Aufenthaltes im Staate Ohio kennen gelernt habe. Ich bitte für die vorliegende Arbeit um ebendieselbe freundliche Aufnahme, welche den „schwarzen Bekannten" zu Theil geworden ist. Meine Mittheilungen gründen sich theils auf Notizen, die an Ort und Stelle aufgezeichnet wurden, theils auf Briefe, die ich nach Hause geschrieben und nach meiner Heimkehr wieder gesammelt habe, und sind theilweise aus dem Gedächtniß ergänzt.

Im Staate Ohio wohnte ich einige Monate bei einem Farmer, Namens Rye, einem der ältesten Ansiedler der Umgegend. Er war ein einfacher, schlichter Mann ohne Ansprüche, war schon im Lande gewesen, als noch Bären, Wölfe und Indianer dort hausten — einer der Pioniere

der Civilisation. Durch eigene Thatkraft und Intelligenz, durch einen soliden, ruhigen Unternehmungsgeist, der wenig nach schnell zu erobernden Millionen begehrte, sondern sein eigentliches Verdienst in einem Leben voll Thätigkeit und wirklicher Arbeit suchte, hatte er sich eine hübsche Farm erworben und stand hoch in der Achtung aller seiner Nachbarn von nah und fern. Zum Beweise dessen war er zum Friedensrichter der Gemeinde erwählt worden, und man nannte ihn deßhalb nur den Squire. Er hatte seine feste Ueberzeugung in vielen Dingen, drängte sie aber Niemanden auf und war nichts weniger als ein Proselytenmacher. So war ich bereits einige Monate bei ihm gewesen, ehe ich erfuhr, daß er Mitglied eines Mäßigkeitsvereins sei und das Gelübde totaler Abstinenz abgelegt habe. Es war dieß an einer Weihnacht, wo wir Alle zu Squire Rye's Bruder zum Mittagessen eingeladen waren. Es fehlte auch hier der obligate Weihnachts-Truthahn nicht auf dem Tische, und es wurde zu meinem Erstaunen sogar eine Flasche sehr guten feurigen Weines aufgestellt — eine große Seltenheit bei Bewohnern des Landes in den Vereinigten Staaten. Mr. Rye's Glas blieb aber leer, und als ich ihn fragte, ob er denn den Wein nicht gerne trinke, antwortete er: „ja wohl, allein ich bin Mitglied eines Mäßigkeitsvereins." Sogar von einer Weihnachtstorte aus gehacktem Fleisch mit süßen Beeren wollte er nicht genießen, weil in deren Bereitung vielleicht ein halbes Glas Cognac mitverwendet worden war. Allein nie machte er sich an mich (wie viele andere Amerikaner gethan haben würden), um mich zum Eintritte in einen Mäßigkeitsverein zu bewegen, und darin bewies er sowohl Takt als Zartgefühl. In Amerika waren besonders vor zehn bis zwanzig Jahren die Mäßig-

keitsvereine eine große Nothwendigkeit, weil beinahe das einzige Getränk, das überall zu haben war, eben nur Branntwein war, sei es nun Whiskey, Brandy, oder unter welchem Namen es verkauft wurde. Wein wurde freilich hier und da, obschon nur selten, gepflanzt, und es wird noch lange dauern, bis der Wein dort so allgemein wird wie bei uns. Hingegen hat sich in Amerika das Bier eingebürgert und wird dort überall in größten Quantitäten, bester Qualität und zu niedrigen Preisen gebraut und verkauft. Das Bier, glaube ich, übt in Amerika einen eben so wohlthätigen Einfluß aus wie alle Mäßigkeitsvereine.

Gegen seine Frau und Kinder war Squire Rye herzlich und liebevoll; gegenüber seinen Farmknechten beobachtete er eine ruhige Würde und einfache Freundlichkeit. Wer das Verhältniß nicht kannte, hätte vielleicht auf den ersten Blick glauben können, es wären seine Söhne oder Brüder, und nur sein Alter und ein gewisses, beinahe unbewußtes Ueberlegenheitsgefühl, das sich in seinem Wesen kaum bemerklich machte, kennzeichnete ihn als den Herrn. Er war gewöhnlich ernst, konnte aber Spaß wohl leiden und herzlich lachen, wenn seine Kinder ihren jugendlichen Witz leuchten ließen oder eine spaßhafte Geschichte erzählt wurde. Er war, glaube ich, ein guter Christ und hatte tiefe Ehrfurcht vor Allem was heilig ist. Dennoch gehörte er keiner der vielen Sekten oder Kirchengenossenschaften an, hatte nie ein öffentliches christliches Glaubensbekenntniß abgelegt und ließ seine Kinder nie taufen. Hier in der Schweiz, wo die Taufe nach den Gesetzen der beiden Landeskirchen obligatorisch ist, kann man sich so etwas kaum denken, ohne dabei den größten Abscheu zu empfinden und dabei vielleicht unwill-

kürlich von Vaganten zu träumen. Bei uns wäre es in der That eine unverzeihliche Liederlichkeit; allein in Amerika ist es etwas Anderes. Man darf annehmen, daß an die Hälfte der Bewohner der Vereinigten Staaten keiner Kirche angehören, und eine große Zahl derselben in keiner Kirchgenossenschaft durch die Taufe aufgenommen worden sind. Die Ansichten über Religion — oder vielmehr über die Formen der Religion — sind in Amerika viel freier als bei uns, und der Umstand, daß es eine so unendliche Menge verschiedener Sekten gibt, hat die natürliche Folge, daß viele Leute denken: „Es hat nicht viel auf „sich, welcher Sekte man angehört oder unter welchen „Formen Gott verehrt wird; es werden ja Alle selig, „seien es englisch-Bischöfliche, Baptisten, Presbyterianer, „Methodisten, Unitarier, Universalisten, Congregationali„sten, Quäcker, Katholiken — und wie sie alle heißen „mögen. Ich darf wohl eben so gut wie alle Diese, „Gott in meiner eigenen Weise verehren und anbeten; „meine eigene Weise geht mehr von Herzen und ist na„türlicher, als wenn ich mich in eine von jenen Sekten „vorgeschriebene Form hineinzwinge. Die Religion ist „frei, und wir leben in einem freien Lande!"

Viele werden also ihrer Lebtage weder getauft noch confirmirt, heirathen, leben und sterben außerhalb jeder Kirchengenossenschaft. Dennoch lesen sie aber die Bibel, beten aus inbrünstigem Herzen und hören bald nach Luther, bald nach Wesley, bald nach Calvin und bald im Geiste der englischen Hochkirche und aller möglichen Sekten predigen, genießen sogar das heilige Abendmahl bald hier, bald dort, — können sich aber nie entschließen, sich mit einer der vielen Kirchengenossenschaften zu verbinden, während sie dieß gewöhnlich ihren Kindern freistellen.

Solche Leute nennen sich oft scherzhafter Weise „Mitglieder der großen Kirche" und werden wohl auch von Andern so genannt.

So war auch Mr. Rye und seine ganze Familie; allein sie gingen oft zur Kirche, sprachen mit großer Ehrfurcht von Religion, spotteten nie über die verschiedenen Sekten und waren nach ihrer Weise gläubige Christen. Ihre Ansichten über das Leben waren ziemlich frei in Hinsicht auf erlaubte Genüsse, aber unerbittlich gegen Unanständigkeit in Gedanken, Worten und Handlungen. Ihr eigenes Leben war ein Abbild ihrer Ueberzeugung, frei, fröhlich, herzlich und großmüthig.

Die oben flüchtig angedeuteten Verhältnisse in Religionsangelegenheiten haben nach meiner Ansicht einen großen Uebelstand. Freilich entspringen sie einem an und für sich sehr richtigen Grundsatze, daß Jedermann das Recht habe, nach seiner Ueberzeugung zu leben und zu sterben, und es liegt in diesem Grundsatze eine Toleranz ausgesprochen, die wohl besser ist als Intoleranz. Allein es ist doch eine gewisse Form besser als gar keine, denn der Mensch bindet sich nun einmal in Allem, was er ernstlich und mit Gewissenhaftigkeit thut, an gewisse Formen, die er sich entweder selbst geschaffen hat oder bereits vorhanden findet. Ohne solche Formen und eine sichere, bewußte Grundlage wird man sehr leicht in seinen Begriffen unsicher und schwankend und in seinem Glauben gleichgültig und leichtsinnig. Uebrigens ist es hier nicht sowohl meine Aufgabe, tiefer in die Beurtheilung vorhandener Zustände einzutreten, als vielmehr dieselben einfach und klar zu schildern.

Mr. Rye war, obschon ein alter Pionier, doch auch kein Lederstrumpf, las aber dennoch mit besonderer Vor-

liebe Cooper's Romane. Auffallendes, Haarsträubendes, Aufregendes hatte er nichts aus seinem Leben zu erzählen; wenigstens vermied er jeden Schein der Prahlerei oder Wichtigthuerei. Wenn ich ihn aber, was häufig geschah, auf seinen Spaziergängen durch den Wald mit der Flinte begleitete, so konnte ich stundenlang seine schlichten, einfachen, bescheidenen, aber zuweilen höchst lebendigen Schilderungen früherer Zeiten anhören, wo noch das ganze Land eine tiefe Wildniß war, und es schien mir oft bei solchen Anläßen, als ob der alte Mann, sei es von dem Zauber der Erinnerung an die Tage seiner Jugend, sei es von den Reizen der Natur hingerissen und begeistert werde. Oft wies er mit augenscheinlichem Bedauern auf die vielen indianischen Grabhügel, die letzten Ueberreste eines Volkes, mit welchem er vor Zeiten freundlichen Umgang gehabt hatte.

Ueber Europa und europäische Zustände war Squire Rye, sowie seine ganze Familie, und in damaligen Zeiten die Amerikaner überhaupt, in tiefster Unwissenheit. Nach ihren Begriffen waren die Europäer beinahe durchgehends unterdrückte, mißhandelte Sklaven, ein hungerndes Volk. Nur England, dessen Geschichte und Geographie sie ziemlich gut kannten, machte eine Ausnahme. Von der Schweiz wußten sie nur so viel, daß „William Tell“ der Schweizerheros sei, und daß es dort nur Berge und Thäler gebe; von jenen aus würden Steine und Felsblöcke auf allfällig eindringende Feinde heruntergewälzt, und in den Seen der letztern würden die Feinde ertränkt. Jedoch hegten sie für die Schweiz, als das einzig freie Land in Europa, hohe Bewunderung.

Die Gegend, wo Mr. Rye lebte, hat große Steinkohlenlager. Es bestanden damals viele eigentliche Kohlen-

bergwerke dort, und große Summen Geldes wurden für Steinkohlen eingenommen. Beinahe jeder Farmer grub auf seinem Lande nach Steinkohlen, sei es zum Verkaufe oder zum eigenen Gebrauche. Auch Mr. Rye ließ durch einen seiner Farmknechte nach Kohlen graben, sowohl zu seinem eigenen Gebrauche als auch um einige Nachbarn damit zu versehen, welche nicht Zeit hatten, auf ihrem Lande nach Kohlen zu graben. Dessen ungeachtet konsumirte man mehr Holz als Kohlen, indem Mr. Rye, sowie seine ganze Familie, es liebte, um ein hell und freundlich flackerndes Feuer herumzusitzen. In dem großen Kamin der allgemeinen Wohnstube brannte im Winter stets ein mächtiges Holzfeuer.

Mr. Rye war ein Mann von sehr humaner Gesinnungsart. Alle seine Hausthiere behandelte er mit der größten Schonung und Milde. Wurde ein Rind oder ein Schwein geschlachtet, so mußte das Thier zuerst mit einer Büchsenkugel getödtet werden. Sowohl er als sein Sohn Sabinus, — von welchem ich später sprechen werde, — waren vortreffliche Schützen und trafen die Ochsen oder Schweine stets genau so, daß sie sofort ohne einen Laut bewußtlos zusammensanken. Nachher wurden sie gestochen. Hühnern, Enten, Gänsen und Truthühnern wurde mit der Axt der Kopf abgeschlagen. Eine geblähte Kuh tödtete Mr. Rye, da es keine Thierärzte in der Umgegend gab und er selbst daran verzweifelte, sie zu retten, — um, wie er sich gegen mich äußerte, sie von ihren Leiden zu erlösen. Die Haut aber wurde abgestreift, um verwendet zu werden, und da es dort keine Abdecker gab und die Aasgeier gewöhnlich das Aas erst fressen, wenn es die Luft zu verpesten anfängt, so ließ Mr. Rye den Kadaver durch zwei Pferde in den kleinen,

von einer hölzernen Fenz umgebenen Acker schleppen, wo er seine Schweine hielt. Diese fielen wie Wölfe darüber her, und am andern Morgen war nur noch das Gerippe der Kuh übrig. Ob es wohl mit unsern Begriffen übereinstimme, Schweine, die zum Schlachten und Verspeisen gemästet werden, mit krankem Fleische zu füttern, muß ich wohl bezweifeln. Es ist — oder war wenigstens — dieß eine allgemeine Sitte. Freilich werden dadurch die Schweine etwas blutgierig „gestimmt" und gefährlich für Menschen; allein dieß ist doch nicht so arg, wie die entsetzliche Sitte, die in vielen Gegenden Indiens herrscht, den Schweinen die Leichname armer Menschen vorzuwerfen.

Mrs. Rye war eine herzliche, gütige Matrone, deren stilles, mütterliches Wesen stets Vertrauen erwecken mußte. Mit klarem Verstande, der alle Verhältnisse von einem natürlichen Standpunkte auffaßte und sich nie zum Dienste der Selbstsucht oder unwürdiger, kleinlicher Intriguen erniedrigte, verband sie ein durch Erfahrung gereiftes Urtheil, sichern Takt und zugleich Zartgefühl und Nachsicht mit den Schwächen Anderer, so lange sie nicht in Verdorbenheit ausarteten. Mit wahrem Mutterherzen um das Wohl ihrer Kinder besorgt, blieben auch die Geschicke Anderer nicht von ihrer mitfühlenden Sorge ausgeschlossen. Ich hatte oft Gelegenheit, dieß an mir selbst zu erfahren. Als ich mir z. B. einmal Zeug zu Hemden gekauft hatte und sie um Auskunft über eine Näherin befragte, bemächtigte sie sich sogleich mit der unwiderstehlichsten Herzlichkeit des Stoffes und nähte die Hemden selbst. Obschon ich weder ein Kopfhänger war, noch über mein „grausames Exil" schwere Seufzer ausstieß, schien es doch die gute Frau als gewiß anzunehmen, daß ich als Fremdling im Allgemeinen mich sehr unglücklich und verlassen fühlen —

und als Schweizer im Besondern noch extra mit akutem und chronischem Heimweh behaftet und ihrer Sympathie im höchsten Grade bedürftig sein müsse. Diese meine längst gehegte Ahnung steigerte sich zur Gewißheit, als ich einige Tage infolge eines leichten Krankheitsanfalles das Bett zu hüten genöthigt war. Sie ließ mir das beste Zimmer im Hause eigens herrichten und pflegte mich mit der treuesten mütterlichen Sorgfalt, indem sie oft auf meine lebhaften Dankesbezeugungen entgegnete: „Ich „wünsche, daß so lange Sie bei uns verweilen, Ihre „Mutter keine Sorge um Sie haben dürfe; ich will ihre „Stelle vertreten.“ Die ganze Familie wetteiferte in dem Bestreben, mir die Zeit meiner Krankheit erträglich zu machen. Die Tochter brachte mir Erfrischungen, der Sohn leistete mir Gesellschaft und Mr. Rye kam hier und da selbst um nachzusehen, ob das Feuer im Kamin brenne, legte eigenhändig frische Steinkohlen an und erkundigte sich angelegentlich nach meinem Befinden.

Es war in Mr. Rye's Haus, daß ich zuerst von Abolitionisten sprechen hörte. Wir hatten einen Besuch bei einem Bruder der Mrs. Rye gemacht, und als wir zu Hause noch einige Zeit uns unterhielten, gab mir Mrs. Rye nachträglich noch Auskunft über die Ansichten ihres Bruders und seiner Familie. Sie sagte, er sei ein Abolitionist; sie könne nicht begreifen, wie man sich so in anderer Leute Angelegenheiten mischen könne, und es habe Niemand ein Recht, die Sklaven zum Entlaufen zu verleiten oder ihren Herren vorzuschreiben, sie frei zu lassen. Ich hörte ihr mit dem größten Erstaunen zu, denn wie alle Europäer, welche frisch nach Amerika kamen, war ich ein feuriger Verfechter der Freiheit und konnte nicht begreifen, wie Nordländer noch so zu sagen die

Sklavenhalter vertheidigen konnten. Allein damals (es war im Winter 1848—1849) war die Frage noch nicht in jenes Stadium getreten, wo die Schroffheit der Ansichten im Süden und Norden die Gemüther in Aufregung gebracht und es beinahe unmöglich gemacht hatte, die Sache von einem ruhigen — wenn nicht von einem gleichgültigen — Standpunkte aus zu besprechen. Es war das erste Mal, daß ich fand, es gebe zwei Seiten der Sklavenfrage, und daß sogar im Norden die Ansichten getheilt seien. Damals war die Abolitionistenpartei bedeutend schwächer als in den letzten Jahren vor und während dem Kriege, wo die Macht der Verhältnisse und der unwiderstehliche Drang der Ereignisse die Gemüther zu gründlicher Ueberlegung und Anschauung der Dinge führten; wo die Politik und die Interessen der Parteien schwerer in die Wagschale fielen und die Grenzlinie zwischen den Freistaaten und den Sklavenstaaten die einzige, scharfe und brennende Unterscheidungslinie der Parteien wurde. Zur Zeit, da ich in der Familie des Mr. Rye wohnte, war die Sklavenfrage noch im Stadium des Steckenpferdes — wenn ich mich so ausdrücken darf — wo man noch leichthin darüber urtheilte, und die Umstände noch nicht unaufhaltsam zum Entscheide des „Sein oder Nichtsein" drängten.

War vielleicht Mrs. Rye damals in der Sklavenfrage nicht wie sie — nach dem endlichen Ausgange derselben — hätte sein sollen, um sich die Billigung der Nachwelt zu erwerben, so war sie eine um so bessere Wirthschafterin und Haushälterin.. Bei ihr hieß es: nicht knickern, aber auch nicht verschwenden. Alles im Hause, Zimmer, Dielen, Fenster ꝛc. war stets reinlich und in der besten Ordnung gehalten. Das Essen war stets reichlich und gut

zubereitet. Nach der Weise aller wohlhabenden amerikanischen Landwirthe war der Tisch in Mr. Rye's Haus im Ueberfluß bestellt. Zum Frühstück gewöhnlich gekochter Schinken, Eierspeisen, kleine Brödchen oder sogenannte Biscuits, noch heiß mit Butter gegessen. Maisbrod, Maiseierkuchen, Buchweizenpfannkuchen, die Letztern ebenfalls heiß mit Butter und Zuckersyrup; zur Abwechslung oft statt des gekochten Schinkens geröstete Schinkenschnitten mit darauf geschlagenen Eiern. Als Beigabe zu den verschiedenen Brodarten Apfel- oder andere Fruchtmarmelade oder auch Zuckersyrup. Der Kaffee wurde mit Milch oder Rahm und braunem, selbstfabrizirtem Ahornzucker getrunken. Der Mittagstisch brachte stets mehrere Fleischarten, wenigstens zwei oder drei, wobei gewöhnlich der obligate Schinken und anderes, frisches und geräuchertes oder gepöckeltes Schweinefleisch, sowie Lammfleisch und Geflügel die Hauptrolle spielten. Letzteres kam — wie gewöhnlich auf dem Lande in Amerika, bereits roh zerlegt, entweder en ragout oder geröstet auf den Tisch. Hier und da, besonders aber bei festlichen Gelegenheiten, wie um Weihnacht und dem amerikanischen Bettage (Thanksgivings day) erschienen auch Truthühner, deren eine Menge auf der Farm waren. Es wurden auch öfters zum Räuchern Schweine geschlachtet, wo dann natürlich viel frisches Schweinefleisch (aber keine Würste) auf den Tisch kam. Hier und da wurden auch halbjährige und jährige Schweinchen bloß zum Frischessen geschlachtet. Rindfleisch war schon seltener, weil es auf dem Lande keine Fleischer gab. Hier und da schlachtete Mr. Rye selbst ein junges, gewöhnlich ein- oder zweijähriges Rind und verkaufte, was er nicht brauchte, an Nachbarn, oder erhielt von denselben in nämlicher Weise Fleisch. In

solchen Fällen verständigten sich gewöhnlich die verschiedenen Parteien darüber. Das Rindfleisch wird gewöhnlich gebraten, seltener gesotten. Suppe kannte man in dieser Familie nur vom Hörensagen. Auf dem Tische durften auch Gemüse nicht fehlen, die sich stets in größter Mannigfaltigkeit vorfanden. Ihren besondern Stolz setzte aber Mrs. Rye in die Verfertigung von Torten und Puddings, welche den gewöhnlichen Nachtisch bildeten. Unter diesen war am häufigsten die besonders in den Nordstaaten als eigentliche Yankee-Liebhaberei überall bekannte und vielfach gegessene Kürbistorte, welcher ich aber nie Geschmack abgewinnen konnte. Ich brachte es nur dazu, sie stillschweigend zu dulden. Auch das Abendessen brachte gewöhnlich Schinken nebst den übrigen Frühstückspeisen; nur trat dann Thee an die Stelle des Kaffee's. Einen besonders schmackhaften und, wie man in jener Gegend behauptete, gesunden Thee bereitete Mrs. Rye zur Zeit der Ahornzuckerfabrikation Ende Februar oder Anfangs März. Die Rinde von Sassafraswurzeln (Sassafras wächst in ganz Nordamerika in großer Menge) wurde, ohne die geringste Beigabe von Wasser, mit dem durchaus klaren, flüssigen, wie reines Wasser aussehenden Safte des Zuckerahorns, frisch vom Baume gezapft, abgekocht.

Mrs. Rye gehörte jener zahlreichen Klasse von amerikanischen Frauen an, welche nur für ihre Familie leben und wirken. Ohne einen solchen mütterlichen Genius kann man sich den Begriff des amerikanischen „home“ (Heim, Daheim, Heimat, Familienkreis) gar nicht denken. Sie erzog ihre Kinder zu wahrer Selbstständigkeit — welche bekanntlich in Amerika in früherm Alter als anderswo zu Hause ist — allein sie bewahrte sich zugleich deren Achtung und Liebe in solchem Grade, daß sie sich stets

bestrebten, den Wünschen ihrer Eltern nachzuleben, was durchaus nicht überall geschieht. Durch eine solche Erziehung werden die jungen Leute früher thatkräftig, selbstvertrauend, unabhängig und zurechnungsfähig, als dieß bei vielen andern Völkern der Fall ist; allein sie nehmen auch in häufigen Fällen eine Eitelkeit, einen Uebermuth und eine Selbstüberschätzung an, die erst in den letzten Jahren einigermaßen durch entsprechende Bildung ausgeglichen und durch genauere Kenntniß und daher gerechtere Würdigung europäischer Zustände in etwas gemildert worden sind.

Sehr liebe und angenehme Erinnerungen habe ich von dem Sohne Sabinus, einem baumlangen, kräftigen jungen Manne von 20 Jahren, der sich längst auf seinen einundzwanzigsten Geburtstag gefreut hatte, und dieß nicht nur, weil er an diesem Tage nach amerikanischem Gesetze mündig wurde, sondern hauptsächlich weil er dann mit seiner Braut Mary getraut werden sollte. Fröhlich und aufgeräumt, wackern Geistes, und nichts scheuend, das nicht unrecht war, schaute er muthig und hoffnungsvoll in's Leben hinein. Obschon sein Vater einer der wohlhabendsten Farmer der Umgegend war, fiel es ihm nie ein, sich darauf etwas einzubilden, sich der Arbeit zu schämen und zu faullenzen, sondern er griff rüstig bei jedem vorkommenden Geschäfte zu und zeigte sich zu Allem willig. Er schien Anfangs Lust zu haben, das Deutsche zu erlernen und wagte sich mit Feuereifer sogar an's Klavier. Allein er fand bald, daß seine Finger zu alt seien, und daß er Nützlicheres in seiner eigenen Sphäre leisten könne, als mühsam einen Tanz zu klimpern. Pflug, Hacke und Axt sind keine gute Vorbereitung auf das Klavierspiel. Ebenso fand er die Schwierigkeiten der so formenreichen

deutschen Sprache zu groß, als daß der Nutzen, den sie ihm gewähren konnte, die darauf vergeudete Zeit aufwiegen würde. Obschon er aber in diesem Falle nach ganz utilitarischen Grundsätzen urtheilte und handelte, so war er doch nicht so sehr Yankee und bloßer Geldanbeter, daß er sich eine Freude, einem Freunde einen Dienst versagt, oder in irgend etwas geknickert hätte. Jedoch machte er manchen Tausch und Handel auf eigene Rechnung mit Pferden, Ochsen, Jagdbüchsen und dergleichen, wobei er die dem Amerikaner angeborene Schlauheit und Pfiffigkeit nicht verläugnete und selten zu Schaden kam. Ein leidenschaftlicher Jäger, wußte er sich stets die beste Rifle zu erhandeln, veräußerte sie aber sogleich, wenn sich Gelegenheit zu einem vortheilhaften Handel bot, und suchte dann wieder, bis er eine Büchse fand, mit welcher er bei jedem Schusse einem Eichhörnchen auf der höchsten Eiche die kleine Kugel durch den Kopf jagen konnte. Originell und unerschrocken zeigte er sich, als er einmal im Auftrage seines Vaters einen Zuchtstier gekauft hatte und denselben zwölf englische Meilen weit nach Hause schaffen sollte. Der Stier war ein wildes, unbändiges Thier und wollte sich nicht führen lassen. Sabinus faßte die Sache als einen „Jux" auf, bestieg den Rücken des Bullen und ritt denselben glücklich nach Hause, wobei er noch durch einen Strom reiten mußte.

Gegen seine Mutter bewies er die zärtlichste Liebe und Aufopferung. Gegen seine Freunde war er treu und generös bis zum Uebermaß und legte ein Zartgefühl an den Tag, das nur aus einem unverdorbenen, warmen Herzen entspringen konnte.

Der längst ersehnte Tag erschien endlich, an welchem er, längst ein Mann im wahren Sinne des Wortes,

seine Mündigkeit erreichte und in den Besitz seiner bürgerlichen Rechte — und seiner Braut trat. Die Trauung fand im Hause der Mutter Mary's statt, im Städtchen Macville, wo Beide die erste Nacht zubrachten, nachdem sie mit ihren Freunden und Verwandten einige fröhliche Stunden verlebt hatten. Ich wohnte damals nicht mehr auf der Farm, sondern bei Mary's Mutter in Macville. Am Morgen ging Sabinus mit seinem Weibchen nach seines Vaters Farm. Vielleicht eine Stunde nachher folgte ihm in einem Wagen eine Schaar auserlesener Freunde und Freundinnen, die alle seit gestern in der gemüthlichsten „Feststimmung" waren, welche sich in Erwartung des ländlichen Hochzeitsfestes bis zu wahrem Jubel steigerte. Der ganze Weg nach der Farm — bei zwanzig engl. Meilen — wurde in der ungetrübtesten Fröhlichkeit zurückgelegt. Unterwegs wurde in dem Hause eines Quäkers, mit dessen Familie Einige der Gesellschaft befreundet waren, Halt gemacht, um eine kleine Erfrischung einzunehmen. Das eigenthümliche, einfache Wesen, das man bei allen Quäkern findet, ihre naive Sprache und Ausdrucksweise, der würdige, ernste und doch fröhliche Ton, der bei diesen Leuten herrschte, und ihre ganze, beinahe patriarchalische Erscheinung, — Alles dieß paßte auf's Beste zu unserer Stimmung, welche dadurch nun eine entschieden poetische Richtung annahm. Wir ließen uns sogar einfallen, die Sprache der Quäker nachzuahmen mit ihrem einfachen „Du" und ihrer bilderreichen Ausdrucksweise, und waren bei unserer Ankunft weitaus die begeistertsten von allen Gästen. An die hundert und fünfzig hatten sich eingefunden. Mr. Rye hatte unter seinen Lämmern, jungen Schweinen, Hühnern, Enten, Truthühnern und Enten ein wahres Blutbad angerichtet, um

seine Gäste zu bewirthen. Die Tische beugten sich unter der Last der Kuchen, Torten und allerlei Backwerkes, der Produkte eigener Arbeit von Mrs. Rye und ihrer Töchter und Mägde. Man lachte, scherzte, tanzte, machte Spiele. Es kamen zwar keine Polkas und Walzer vor, allein desto munterer flogen die Paare in den anmuthigsten Country dances und in den grotesken reels. Am besten aber tanzten nach dem einstimmigen Urtheile aller Anwesenden Sabinus und seine junge Frau. Man hätte sie sehen sollen, wie sie glühte, wie ihre Augen schwammen, wie sie in ihrem neuen Glücke strahlte und lächelte. Sie tanzte mit einer hinreißenden, unbeschreiblichen Anmuth, und jede Bewegung schien von einem einzigen Gefühle belebt, — dem neuen Leben, das in sie gekommen war. So etwas sieht man bei uns nicht, denn dieses frühe Stadium des ehelichen Lebens findet unsere jungen Eheleute meistens in schnellem Zuge auf der Eisenbahn dahinbrausend, oder in einem fernen Gasthofe, den Augen ihrer Freunde entzogen. Sie suchen das Glück nur für sich und kümmern sich um die ganze Welt keinen Pfifferling, bis — sie einigermaßen an ihr Glück gewöhnt sind. — Ganz recht, warum nicht! Hier, wo wir so enge, so dicht bei einander wohnen, ist das Gefühl, sich den Blicken derjenigen Augen, welche täglich und oft stündlich auf uns gerichtet sind, auf eine Zeitlang zu entziehen, ganz natürlich. Da aber, wo man weniger Leute zu sehen gewohnt ist, sucht man sein Glück recht offenkundig zu machen. Sabinus und Mary machten keine Hochzeitsreise, sie blieben auf der Farm und hatten dort, nachdem alle Gäste fort waren, ihr eigenes Stillleben und waren zufrieden, sogleich ihren Wirkungskreis anzutreten.

Im Verlaufe des Abends wurde Sabinus von dem Bewußsein seines Glückes so berauscht, daß er alle seine intimen Freunde aufforderte, seine Frau zu küssen, welchem Ansinnen auch bereitwillig Folge geleistet wurde. Auch ich erfuhr bei diesem Anlasse den stärksten Beweis seiner Freundschaft. Während des Tanzes war ich einmal hinausgegangen, um in der frischen September-Mondnacht mich abzukühlen, und hatte mich auf die kleine hölzerne Treppe gesetzt, welche aus dem Portico in den Garten führte. Ich mochte eine Weile da gesessen haben, als ich die Thüre aufgehen und Sabinus flüstern hörte: „Da ist er.“ Im nämlichen Augenblicke, als ich mich umwandte, beugte sich eine Gestalt über mich und ich fühlte einen herzhaften Kuß auf meinen Lippen. Alles geschah in so kurzer Zeit, daß ich erst Zeit hatte aufzustehen, nachdem die junge Frau sich wieder aufgerichtet hatte. Ich war natürlich nicht wenig überrascht. Sabinus lachte. Mary aber erröthete über und über. Ich gab meine lebhafte Anerkennung dieser freundschaftlichen Demonstration in gehörigem Styl zu erkennen und unterhielt mich noch einige Zeit mit den Leutchen auf der Verandah, bis uns einige lärmende, hochzeitlich „gestimmte“ Gäste lachend überfielen und zu den Uebrigen schleppten.

Man nenne mir ja nicht meinen Freund Sabinus roh oder unzart; denn er hatte einen natürlichen Widerwillen vor Allem, was das Zartgefühl oder den Anstand beleidigen konnte, und ich hätte Keinem rathen mögen, seiner Frau Schmeicheleien zu sagen oder sich die geringste Vertraulichkeit zu erlauben. Daß er bei dem genannten Anlasse weiter ging als mancher Andere, sogar in Amerika, es thun würde, ist gewiß. Ich war selbst im höchsten Grade erstaunt, daß er es geschehen ließ, und würde auch

z. B. bei uns so etwas wenigstens sehr auffallend finden. Man glaube aber jedenfalls nicht, daß Wein oder Brandy dabei im Spiele waren, denn es wurde an jenem Hochzeitsfeste auch kein Tropfen geistiger Getränke verabreicht. Ich für meinen Theil betrachtete die Handlungsweise meines Freundes als einen sehr zarten Beweis seiner Liebe und Freundschaft — vollkommen im Einklang mit seinem ganzen Charakter.

Was das Küssen der Braut am Hochzeitsfeste betrifft, so kommt es auch sonst hier und da in Amerika vor, obschon es durchaus nicht allgemeine Sitte ist. Jedenfalls aber ist es häufig, daß der Bräutigam sogleich nach geschehener Trauung seine Braut vor allen Anwesenden küßt. Im Uebrigen kümmern sich die Amerikaner in solchen Sachen sehr wenig um allgemeine Gebräuche, sondern thun, wozu sie ihre Neigung führt und was ihnen beliebt, sobald sie es nach ihrem eigenen Urtheile für erlaubt halten.

Abschied und Heimfahrt unserer Macville-Gesellschaft geschahen in ähnlichem Style. Beim Frühstück am nächsten Morgen (eine Menge der Gäste waren auf der Farm übernachtet) hatte sich ganz besonders eine junge Dame durch Liebenswürdigkeit und hohe Virtuosität in der Kunst der Unterhaltung ausgezeichnet. Viele junge Leute kultiviren diese Kunst des Fortplauderns ohne Unterbrechung und erreichen darin oft eine fabelhafte Gewandtheit. Das Gespräch darf auch nicht eine Minute ruhen, sondern muß fort und fort im höchsten Schwunge sein. Das muß Wort auf Wort, Schlag auf Schlag fortgehen, und es kömmt dabei mehr auf Quantität an, als auf Qualität, welche letztere gewöhnlich bedeutend unter diesem nervösen, gehetzten Verfahren leidet. Miß Kate nun, jene junge

Dame, hatte durch ihre erstaunliche Virtuosität solche Erfolge erzielt, daß alle jungen Männer, von Bewunderung hingerissen, ihr huldigten, ihre Herzen zu Miß Kate's Füßen und zum Abschied die Lippen an Miß Kate's Lippen legten, was sie sich gerne gefallen ließ. Sie wurde mit jedem Kusse stolzer und schien nur zu bedauern, daß sie nicht alle diese eroberten Liebeszeichen wie Ordenssterne an einem Bande oder wie Blumen auf einem Hute zur Schau tragen konnte. Aehnliche Auszeichnung widerfuhr einigen andern jungen Damen, die sich in der gleichen Kunst rühmlichst hervorgethan hatten.

Endlich stiegen die Wenigen, welche bis zuletzt ausgehalten und am längsten noch am Hofthore geschwatzt und Abschied genommen hatten, als die Letzten und daher als die Bevorzugtesten wieder in ihr Fuhrwerk, und die Heimfahrt ging, wie man sich denken kann, in sehr lebhafter Weise vor sich. Unterwegs Mittagessen im Piknik-Styl in einer Wiese, wobei jede Dame mit einem Herrn auf die sechs Schuh hohe Fenz stieg und von dieser in die Wiese sprang. Diese an und für sich geringfügige Begebenheit lieferte neuen Stoff zum Schwatzen und endlosen „Garnabwickeln". Was so ein Dutzend junger Leute beiderlei Geschlechts für einen Heidenlärm machen kann, wird allen jungen Leuten begreiflich sein; die Alten aber können sich wenigstens noch an Aehnliches erinnern, wenn sie es schon vielleicht nicht mehr begreifen. Bei'm Heimfahren stieg der Lärm bis zur Virtuosität und wurde nur von dem Gekreische der ungeschmierten Wagenräder übertroffen, welche wie vier- und zweifüßige Orgelregister das frohe Gelächter und die Scherze der Fahrenden mit bizarrer Harmonie begleiteten. Endlich Ankunft zu Hause und „ewige Erinnerung".

Sabinus, obschon einer der lebhaftesten jungen Männer der Umgegend, trank weder Wein noch Branntwein oder andere geistige Getränke, und konsumirte weder Rauch- noch Kautabak. Auf alle solche Genüsse schien er mit einem Lächeln des Mitleidens und der Verachtung zu schauen, sobald irgendwie die Frage darauf kam und man ihm nur im Entferntesten die Zumuthung machte, dieselben zu kosten. Er hielt es unter seiner Würde, sein Wohlbefinden und seine Behaglichkeit von Angewöhnungen solcher physischer Genüsse abhängig zu machen. Doch wußte er auch Diejenigen zu achten, die darin ein anständiges Maß beobachteten und schien es z. B. als Unzartheit oder Verletzung der Gastfreundschaft zu betrachten, solchen, die von Jugend auf an Wein, Bier, Tabak ꝛc. gewöhnt waren, besonders aber Europäern, irgend wie Mißbilligung zu erkennen zu geben.

Freilich wollten einige junge Leute seines Alters, deren Betragen sich durchaus nicht der Billigung der Bewohner der Umgegend zu erfreuen hatte, und die sich deßhalb verletzt und zurückgesetzt fühlten, ihrerseits behaupten, Sabinus sei ein zugeknöpfter Aristokrat! Er bekümmerte sich aber nicht im Geringsten darum, sondern lachte sie aus und ließ sich in seiner Unabhängigkeit nicht stören. Sabinus ein Aristokrat! Dieser einfache Farmer, der im Frühling alltäglich in der bescheidensten Kleidung und in Hemdärmeln pflügte und säete, im Sommer im Schweiße seines Angesichtes erntete und sich keiner Arbeit schämte, wurde von jenen jungen Lungerern, deren höchster Ehrgeiz dahin ging, in zierlichen Stiefelchen und sehr schwerfällig nachgeahmtem Modeschnitt im Lande herum zu reiten und den Töchtern der Farmer auf holprige Weise die Cour zu machen und Fadheiten zu sagen, um nach

vollbrachten Heldenthaten über einem heimlichen Glase Whiskey ihre rohen Bemerkungen auszuwechseln, — ein Aristokrat gescholten! Solche Aristokraten gibt es aber in Amerika Gottlob noch recht viele. Die Arbeit ist dort noch geachtet und schließt tüchtige Gesinnung und wahre Herzensbildung nicht aus.

Man denke sich aber Sabinus nicht etwa als einen bloßen ungeschlachten Landarbeiter. Er hatte auch nicht üble Kenntnisse und war in seinem Umgange durch sein einfaches und doch wahrhaft zartfühlendes, zuvorkommendes und generöses Wesen ein angenehmer und liebenswürdiger Gesellschafter, der von Jedermann gerne gesehen wurde. War man mit ihm auf dem Felde, so erschrack man beinahe über die wuchtige, aber doch sonore und vibrirende Stentorstimme, mit welcher er den Ochsen sein „Gee, whoa!“ zurief; lachte er, so war es beinahe wie fernes Donnern oder das Brummen eines Stieres. Allein mit seiner Mutter und seinen Schwestern, und wenn er in Gesellschaft von Frauen war, konnte er im sanftesten Tone reden — obschon sein Baß stets erkennbar war und ein gewaltiges Kaliber ahnen ließ.

Sabinus war, wie viele junge Amerikaner es sind — etwas unstät und versuchte sich in verschiedenen Berufsarten, ehe er in einer ihm zusagenden Beschäftigung sein Gleichgewicht fand. Nach seiner Verheirathung übernahm er einen Theil von seines Vaters Farm und eine demselben gehörende Mühle. Allein schon nach einem Jahre kam er nach dem Städtchen, wo ich damals wohnte, und wurde reisender Agent eines dortigen Eisengießereibesitzers. Das stille Leben auf der Farm behagte ihm nicht. Er mußte — wie alle jungen Amerikaner — seine Gährungszeit bestehen. Bald nachher hatte er Lust, Kaufmann zu

werden. Ehe es aber dazu kam, ergriff ihn das Goldfieber, und er entschloß sich, nach Kalifornien zu gehen. Dieß schien aber auch nicht seine Bestimmung zu sein, und ehe er nur Anstalten dazu getroffen hatte, nach dem goldenen Lande zu reisen, beredeten ihn einige Freunde, sich ihnen anzuschließen, um nach Oregon zu gehen und dort in Land zu spekuliren, — als sein Vater starb. Dann gab er den Bitten seiner Gattin nach, wurde wieder Farmer, übernahm seines Vaters Gut und gestand endlich, daß dieß die freieste, unabhängigste, ja eine wahrhaft königliche Lebensweise sei. Der arme Sabinus wurde aber nach einer glücklichen Ehe von kaum zehn Jahren von der Schwindsucht befallen und starb im besten Alter. Seine Mutter war schon längst gestorben.

Ich habe bereits angedeutet, daß ich zur Zeit von Sabinus' Hochzeit seit einigen Monaten nicht mehr auf der Farm seines Vaters wohnte, sondern in dem ungefähr 20 Meilen entfernten Städtchen Macville, in dem Hause der Mutter seiner damaligen Braut. Diese, eine stille, bescheidene Wittwe, welche nur für ihre Kinder lebte und kaum weiter als im Kreise ihrer Verwandten bekannt war, hatte lange Zeit mit der alleinigen Hülfe ihrer Tochter ihr kleines Hauswesen geführt, und um sich selbst, ihre Tochter und ihren Sohn anständig zu ernähren, zwei Pensionäre in's Haus genommen. Neben mir war noch ein Arbeiter in einer großen Eisengießerei des Städtchens, der Sohn eines kleinen Farmers der Umgegend. Ohne gerade viele Bildung oder große Schulkenntnisse zu besitzen — denn er hatte weder in seines Vaters Familie noch in den einfachen Schulen, die er

besuchte, das Eine oder das Andere finden können — besaß er doch in hohem Grade die Intelligenz, das hohe, unerschütterliche Selbstvertrauen, den gesunden Verstand, den frischen Muth, das Bewußtsein eigener Kraft und Energie und eine angeborne, unbestechliche Rechtlichkeit und Verachtung alles Gemeinen und Unedlen, welche in Amerika dem Manne, dem sie gegeben ist, sogleich die Achtung Aller, und auch bei den Reichen Anerkennung und (wenigstens auf dem Lande und in kleinern Städtchen) sociale Gleichstellung verschafft. Tom Pyle war bescheiden, weil er sich selbst achtete. Er war bescheiden, aber nicht blöde, denn diese letztere Eigenschaft hat kein ächter Amerikaner. Er anerkannte gerne die Vorzüge Anderer, trat aber nicht scheu und furchtsam zurück. Er war strebsam, redlich und zu Allem brauchbar, was irgendwie im Geschäfte vorkam. Seines Brodherrn Achtung genoß er in hohem Grade, und als nach Mary's Verheirathung deren Mutter die Haushaltung aufgab und ihr Häuschen verkaufte, um bei der Tochter zu wohnen, trug ihre Schwester, die Gattin des reichen Eisengießereibesitzers, kein Bedenken, ihn in ihr Haus und ihre Familie als Gefährten und Freund ihrer Söhne und Töchter aufzunehmen. Und Tom rechtfertigte dieses Vertrauen. Obschon er nicht die Feinheit eines im Salon aufgewachsenen Menschen hatte, leuchtete doch aus seinem ganzen Wesen der edle, natürliche Anstand, welcher oft den Amerikaner auszeichnet. Das Bewußtsein, daß ihm in Bildung und Kenntnissen noch Vieles abging, lähmte ihn nicht, sondern war ihm im Gegentheil ein Sporn, unermüdet vorwärts zu streben und durch eigenes Verdienst und eigenes Ringen sich den Besten an die Seite zu stellen. So weit sich Bescheidenheit und Ehrgeiz vereinigen lassen, so weit diese beiden

Eigenschaften sich gegenseitig mildern und modifiziren, besaß sie Tom Pyle gewiß. Der bloße Arbeiter Tom Pyle war es nicht, der ihn zum angenommenen Freunde der Familie seines Brodherrn machte. Daß er sich der Arbeit nicht schämte, war nur wie es sein sollte — denn kein ächter Amerikaner schämt sich der Arbeit. Die Arbeit ist überall in den Vereinigten Staaten geachtet, und daher genoß auch Tom Pyle schon deßwegen allgemeine Achtung. Alle Söhne seines Brodherrn mußten in der Eisengießerei zuerst jede noch so geringe Arbeit verstehen und selbst verrichten lernen, ehe sie zu höhern, verantwortlichen Geschäften zugelassen wurden. Allein Tom's geistige Begabung und moralische Rechtlichkeit, seine vielen edeln Eigenschaften, erwarben ihm ihr Zutrauen und ihre Freundschaft, und ließen ihn in den Herzen derer, die durch häufigen Umgang ihn näher kennen lernten, festen Fuß fassen, ohne daß man irgendwie Bedauern empfand, daß er „nur ein Arbeiter" sei, ohne daß man Bedenken hegte, ihm aus diesem Grunde eine öffentliche Gleichstellung zuzugestehen, oder den Wunsch, daß er doch „etwas mehr" sein möchte. Im Gegentheil, man war stolz auf ihn, so wie er war.

Allein Tom war auch ein angenehmer, lebhafter und gesuchter Gesellschafter, und die jungen Damen versicherten, daß ihn an Witz und Unterhaltungsgabe keiner der andern jungen Männer, seien sie nun auf Universitäten gewesen oder nicht, übertreffe. An Sabinus Rye's Hochzeit war er einer der Haupthelden und Leiter der Fröhlichkeit gewesen und hatte auch auf der erwähnten, unter den Theilnehmern noch in spätern Zeiten berühmten und viel besprochenen Heimfahrt durch seinen drolligen Humor die frohe Laune der Gesellschaft im Superlativ

erhalten und — ja, ich muß es sagen — wahrscheinlich sich das größte Verdienst um den Heidenlärm erworben, mit welchem wir an jenem denkwürdigen Tage durch das Land gezogen waren. Sogar die Töchter des reichen Eisengießereibesitzers waren stolz darauf, unter Tom's Begleitung sich in's Conzert oder in die Kirche zu begeben, und ohne ihn entsprach keine Abendgesellschaft den „gerechten Erwartungen", die man dort von solchen Institutionen hatte. Wurde ein gemeinschaftlicher Ausflug, ein Piknik oder so was veranstaltet, so war Tom das organisatorische Talent, das sowohl die strategischen Bewegungen als auch die Proviantlieferungen, wenn nicht ganz leitete, so doch hauptsächlich beeinflußte; und war die Sache im Gange, so belebte sein oratorisches Talent und seine urwüchsige Bonhomie die Geister.

Auch nächtliche Ausflüge in Booten bei'm Mondenschein wurden veranstaltet; denn obschon der Amerikaner sich höchst selten und nur im höchsten Fieberwahnsinn einer wimmernden und à tout prix die Natur süßlich bewundernden Sentimentalität hingibt, so steckt er — man mag sagen was man will — doch noch voll urwüchsiger Poesie, hat einen lebendigen Sinn für das Schöne in der Natur und entwickelt bei seinen verschiedenen Vergnügungen in der Wahl der Tages- oder Nachtzeit, welche das gehörige brennende Sonnen- oder mild leuchtende Mondlicht und kühlenden, bergenden Schatten liefern soll, einen wahren Künstlerinstinkt. Das heißt, wenn er einmal seinem Comptoir, seinen Haupt- und Kassabüchern, seinen Dollars und Cents, seinen Spekulationen, seinen Gewinnsten und — dem Bankerott auf einige gemüthliche Stunden zu entrinnen sich entschließen kann. Ganz beson-

ders ist dieß aber bei ihm, wie bei jedem andern Volke, der Fall in den rosigen Tagen seiner Jugend.

Ja, jene Fahrten bei einbrechender Nacht auf dem lieblichen Muskingum, sie waren die Krone unserer Vergnügungen. Denke dir, freundlicher Leser, einen kleinen*) Fluß, etwas größer als unsere Aare, der in sanfter Strömung seine Fluthen zwischen anmuthigen, bald flachen, bald von Hügeln und Wäldern gekrönten Ufern hinwälzt und sich gelegentlich bei einer größern Insel vorbei, oder um den Ufern eine heimliche Bucht abzugewinnen, erweitert. Der Muskingum wüßte etwas zu erzählen, wenn man das leise Rauschen seiner Gewässer zu deuten vermöchte.

Nicht nur zu Lande also, sondern auch zu Wasser war Tom ein Held. War eine „nautische" Expedition im Wurfe, da sorgte er für Boote, schaffte Guitarren und andere musikalische Instrumente herbei. Er führte in seinem Boote gewöhnlich das Steuer, nahm aber auch mit den Uebrigen abwechselnd ein Ruder zur Hand und wurde auch oft durch allgemeine Akklamation zum Befehlshaber ernannt und regalirte uns dann mit einem Schwalle nautischer Ausdrücke, die einem alten Seebären Ehre gemacht haben würden, und die er wohl ohne Zweifel aus Cooper's Romanen sich angeeignet haben mochte.

---

*) Man beschuldige mich nicht einer schmählichen Verkleinerung meines eigenen Vaterlandes. Wenn ich von Amerika rede, so muß ich mich an dortige Verhältnisse und an den dortigen Maßstab halten. In Amerika aber gilt der Muskingum, ein Nebenfluß des Ohio, als ein kleiner Fluß.

Der Verf.

Solche Expeditionen gingen gewöhnlich eine ziemliche Strecke, oft zwei bis drei englische Meilen den Fluß hinauf oder hinunter zu irgend einer Bucht oder sonstigen Stelle, wo man bequem anlegen und landen konnte. Man machte indessen am Ufer in der Regel nur so lange Rast, um den Ruderern Zeit zum Ausruhen zu gönnen. Die Fahrten verflossen gewöhnlich unter Gesang, Musik und frohen Scherzen, mochten wohl auch hin und wieder von ziemlichem Lärm begleitet sein, besonders wenn sie sich zu Wettfahrten gestalteten, was eine sehr beliebte Belustigung, allein auch oft für die Mädchen ein Anlaß des Schreckens war.

Tom trank nicht. Ein einziges Mal hatte er sich, von Neugierde überwältigt, dazu verleiten lassen, Branntwein zu trinken, und wie es zu erwarten stand, wurde der dieses Getränkes gänzlich Ungewohnte vom Rausche und seinen seltsamen Gefühlen überrascht, ehe er sich dessen versah, und betrank sich total. Er konnte von da an nie wieder dazu bewogen werden, Branntwein zu kosten, denn der Gedanke an seine Erniedrigung war ihm entsetzlich. Indessen weigerte er sich doch stets, einem Mäßigkeitsvereine beizutreten, indem er sagte, die Erinnerung genüge ihm, ohne daß er sich durch ein Gelübde binde.

Es konnte Tom nicht fehlen, daß er später in der Eisengießerei zu hohen Vertrauensstellen stieg. Allein er strebte nach Selbstständigkeit, dem höchsten Ziele jedes jungen Amerikaners, und als er sich durch Fleiß und Treue ein Sümmchen erspart hatte, wanderte er mit einer Gesellschaft rüstiger, unternehmender jungen Männer nach Oregon aus, von wo aus er bald seine daheim gebliebenen Freunde durch die Nachricht erfreute und in Er-

staunen versetzte, daß er eine Dampfsägemühle errichtet habe, welche ihm täglich bei dreißig Dollars reinen Gewinn abwerfe.

Die Familie, von welcher Tom Pyle und ich Mitglieder geworden waren, verdient in diesen Blättern einer besondern Erwähnung. Mr. Pledge (ich verschweige den wahren Namen) besaß im Städtchen Macville eine große Eisengießerei, in welcher er als ächter Yankee lebte und webte. Alle seine Gedanken waren auf das „Geschäft" gerichtet; Tag und Nacht sann er nur darauf, wie er den größten Vortheil daraus ziehen, wie er Verbesserungen anbringen, neue Verbindungen anknüpfen könne; wenn er nicht seine Armee von Arbeitern kommandirte, welche mit aufgerollten Hemdärmeln schweißtriefend am glühenden Ofen das mit brüllendem Getöse weiß herauszischende geschmolzene Eisen in großen Schöpflöffeln auffingen und in die im Boden bereitstehenden Formen gossen, — so saß er im Comptoir über seinen Büchern oder schaute Rechnungen durch, ließ sich Zeichnungen neuer Modelle vorlegen oder hörte die Berichte seiner heimgekehrten Reiseagenten an. Nur für Eins hatte er daneben noch Sinn und Zeit — die Politik, die er mit amerikanischem Feuereifer und zugleich mit amerikanischer Besonnenheit und Kaltblütigkeit verfolgte. Er war Mitglied der legislativen Behörde des Staates Ohio und mußte oft nach der Hauptstadt Columbus reisen, um dort eine Zeit lang seine landesväterlichen Pflichten zu erfüllen. Wenn er aber nach Hause zurückkehrte, so ging er allemal zuerst in seine Eisengießerei, ehe er seine Familie besuchte,

und fiel sogleich in seine Geschäftsgewohnheiten, bis es Essenszeit war. Bei'm Essen erinnerte er sich jedoch daran, daß er auch Familienvater sei und unterhielt sich in liebenswürdiger Weise mit den Seinigen und allen Anwesenden. Wenn er dazu aufgelegt und sein Geist nicht allzu sehr von Geschäften in Anspruch genommen war, so entwickelte er oft einen wahrhaft sprudelnden, obschon oft etwas trockenen Humor. Nach dem Essen aber wanderte er sogleich wieder in die Eisengießerei hinunter. Ich sage „hinunter", denn er hatte einen wunderschönen Landsitz auf einer Anhöhe hinter dem Städtchen, welches in einer Niederung hart am Muskingum stand — und hoffentlich noch steht. Das Haus war von Backsteinen gebaut und hatte ein Erdgeschoß und ein Stockwerk. Das Erdgeschoß hatte zwei geräumige Zimmer, wovon das eine als Salon und das andere als gemeinschaftliches Wohnzimmer diente. Jedes dieser Zimmer hatte in der vordern Seite statt eigentlicher Fenster zwei hohe Glasthüren mit Doppelflügeln, welche gerade auf einen offenen, ungedeckten Portico oder kleine Terrasse gingen. Zwischen den beiden Zimmern führte, einige Stufen hinauf zwischen vier Säulen hindurch, die einen Balken trugen, eine Thüre in einen breiten, mit Teppichen ausgelegten Corridor. Hinter den beiden Zimmern befand sich ein großer Eßsaal und eine geräumige Kammer zu allerlei häuslichen Verrichtungen, Plätten, Nähen, Küchenvorbereitungen ꝛc. Der obere Stock enthielt mehrere geräumige Schlafzimmer und einen Balkon; alle Zimmer waren ganz mit Teppichen ausgelegt und sehr sauber, elegant und komfortabel möblirt. Alles athmete Wohlsein und Behaglichkeit, und man mußte auf den ersten Blick erkennen, daß hier nicht nur Reichthum, sondern auch guter Geschmack und Bildung

herrschten. Von den Zimmern hatte man eine wunderschöne Aussicht auf den Fluß, der meilenweit auf- und abwärts sichtbar war, sowie auf das unten liegende Städtchen und die Umgegend. Täglich sah man Dampfboote vorbeifahren, denn der Muskingum war eine belebte Handelsstraße, welche einen lebhaften Verkehr zwischen den vielen gewerbthätigen Manufakturstädten, die an seinen Ufern stehen, vermittelte. Vor dem Hause war ein großer Garten mit kleinen Anlagen, Pavillons und Blumenbeeten, der besondere Stolz der Mrs. Pledge. Die Stallungen und andern Wirthschaftsgebäude befanden sich hinter dem Hause. Alles dieß deutete darauf, daß wenn Mr. Pledge reich war, er auch seinen Reichthum zu genießen und für den Comfort seiner Familie zu sorgen verstand.

Seine lange, schlanke, aber nicht hagere Gestalt erregte in ihrer aufrechten, gebietenden Haltung schon von ferne die Aufmerksamkeit, und sein ruhiger, sicherer Gang bekundete einen Mann von Charakter. Die hohe, gewölbte Stirne ließ große Geisteskräfte erkennen. Die ganze Erscheinung war edel. Indessen störte den Beobachter bisweilen ein gewisser kalter, spöttischer, beinahe cynischer Zug, der gelegentlich um seinen Mund spielte und beinahe den Zweifel aufkommen ließ, ob man der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft vertrauen dürfe. Wer ihn aber näher kennen lernte, mußte zu der festen Ueberzeugung kommen, daß er nicht nur strenger Ehrenhaftigkeit, sondern sogar warmherzigen Edelmuthes, wahrer Güte und eigentlicher Freundschaft fähig war. Daneben war er übrigens oft in seinem Wesen etwas trocken und einsilbig, ja sogar scheinbar kalt und barsch, wenn man viel über Gefühle und Grundsätze reden wollte, denn er war ein Mann der That und beurtheilte Jedermann nach seinen

Werken und nicht nach seinen Worten. Wie alle ächten Amerikaner, behandelte er aber Fremde mit Zuvorkommenheit und Artigkeit und handelte stets nach dem in jenem Lande unter gebildeten Leuten geltenden Grundsatze, Jeden als einen Gentleman (Ehrenmann) zu betrachten und zu behandeln, so lange er nicht durch seine Handlungen sich dieses Namens unwürdig mache. Von seiner Freundschaft und Uneigennützigkeit erhielt ich einen schlagenden Beweis, als ich nach dem Süden ging. Ich hatte — wie ich erzählen werde — einige Monate in Squareville als Lehrer in einem Mädcheninstitut zugebracht und mich, als der Vorsteher wegen anderer Berufswahl dasselbe aufgab, entschlossen, das Leben und den Charakter der Südländer durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Ehe ich aber meinen Entschluß ausführte, machte ich noch bei der Familie Pledge einen Besuch, um auch ihre Ansichten kennen zu lernen und ihren Rath einzuholen. Mr. Pledge sagte mir sogleich: „Warten Sie „noch, bis mein Dampfschiff abgeht. In einigen Wochen „werde ich ein Dampfschiff mit Erzeugnissen meiner Eisen„gießerei beladen und nach Tennessee senden. Muß einmal „sehen, ob ich einen neuen Markt finden kann. Da haben „Sie die beste Gelegenheit, auf angenehme Art die Reise „mitzumachen. Sie gehen als einziger Passagier mit und „finden im Kapitän und meinem Handelsagenten ange„nehme Gesellschafter. Sie sollen freie Passage haben „und aussteigen können, wo Sie wollen."

Meinen herzlichen Dank wies er mit den Worten zurück: „Man muß immer Gelegenheiten benutzen; was ist „natürlicher, als daß Sie auf meinem Dampfschiffe „gehen? wir sind ja Freunde!" Und dabei hatte es sein Bewenden.

Mr. Pledge hielt auch auf Pferde, und wenn er einen vortheilhaften Handel schließen konnte, so hatte er, wie alle Amerikaner, große Freude an der Schnelligkeit, Ausdauer und guten Race seines Pferdes, konnte es aber kaum über sich bringen, einen großen Preis dafür zu bezahlen. Als aber einmal seine Frau infolge langwieriger Krankheit so schwach geworden war, daß ihr das Gehen Mühe machte, war er galant genug, ihr ein hübsches Pferd zu ihrem ausschließlichen Gebrauche zu kaufen und dafür einen noblen Preis zu bezahlen. Allein das Wettrennen betrachtete er als Spielerei, ja sogar als Hasardspiel, und er verbot seinen Söhnen, die um ihr Leben gern ritten, sich je an einem solchen zu betheiligen.

Gegenüber seiner Frau benahm sich Mr. Pledge stets als ein wahrer Gentleman, zuvorkommend, liebenswürdig, artig, ohne indessen, wie man überhaupt von amerikanischen Ehemännern als Regel behaupten möchte, unter dem Pantoffel zu sein. Natürlich will ich mir nicht anmaßen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen und den Grad des Einflusses, den seine Frau auf dieselben ausübte, genau zu bestimmen. Allein Mr. Pledge schien mir im Ganzen eine zu entschiedene Energie, eigene Ueberzeugung und einen zu festen Willen zu haben, um sich auf Gnade oder Ungnade unter den Ehepantoffel zu beugen, obschon er, wie die Amerikaner im Allgemeinen, seine Frau und in ihr das ganze weibliche Geschlecht „hochachtete". Dieß hinderte übrigens weder Mr. noch Mrs. Pledge, zu „größerer Abwechslung" hier und da wichtige und unwichtige Punkte gründlich zu erörtern, darüber zu debattiren und bisweilen zu „ganz freundschaftlichen Feindseligkeiten" überzugehen (wie sie ihre pro et contra-Erörterungen scherzhafter Weise betitelten), ohne sich indessen

je — so viel ich urtheilen konnte — einer im Mindesten gereizten Stimmung hinzugeben.

Mrs. Pledge war eine Frau, die mir stets unvergeßlich bleiben wird. Wer sie kannte, würde sie sogleich in folgenden Worten wiedererkennen, mit welchen sie einmal einen Brief an mich schloß: „Was mich betrifft, so „backe ich stets noch Brod, Kuchen und allerlei Gebäcke; „ich wasche, glätte, fege, kehre, wische den Staub ab, „mache Verse, schreibe Vorträge für das Publikum im „Allgemeinen und halte solche meinem jungen Publikum „insbesondere zu Hause, und — schelte meinen Mann „wie von jeher." Denen aber, welche Mrs. Pledge nicht kennen, d. h. allen meinen Lesern, muß ich bemerken, daß das „Schelten" ebenfalls in jene Kategorie der „freundschaftlichen Feindseligkeiten" gehörte und durchaus in freundlichem Sinne gehalten war.

Mrs. Pledge war die Tochter eines angesehenen und gebildeten Mannes, welcher die Stelle des Präsidenten eines Landgerichtes im Staate Ohio bekleidet hatte. Amerikaner legen bekanntlich auch einen gewissen Werth auf Abstammung, ja sogar auf Abstammung von edeln und alten Familien, obschon nicht ganz mit denselben Consequenzen, wie es bei uns geschieht. Als ich mit der Familie des Mr. Pledge bekannt wurde, waren bereits sechs Söhne und zwei Töchter vorhanden, eine Anzahl, die, wie ich glaube, die Kräfte und Eigenschaften von gewissenhaften Eltern ziemlich in Anspruch nimmt und auf die Probe stellt. Einem Kinde, das als das achte in der Reihenfolge der Geschwister seine Erscheinung in der Welt macht, kann man nach der vorausgegangenen Erfahrung mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersagen, ob es gute oder schlechte Eltern habe. So war es auch hier

der Fall. Den Ruf von Mrs. Pledge kannte ich, ehe ich sie je gesehen hatte, und obschon mich die Thatsache, daß sie als eine sehr thätige Schriftstellerin geschildert wurde, trotz aller Versicherungen meiner Bekannten dennoch ihre Eigenschaften als Hausmutter in etwas bezweifeln ließ, so überzeugte mich doch bald meine eigene Beobachtung und Erfahrung, daß sie ihren Ruf als Mutter und Hausfrau in vollem Maße verdiene, ja sogar darin ihres Gleichen suche. Ich konnte aber nie begreifen, wie sie für Alles Zeit fand. Täglich kamen eine Menge Briefe, welche beantwortet werden mußten und es auch wurden, während sie nebenbei dichtete und Zeitungsartikel schrieb. Daneben machte sie Besuche, gab Abendgesellschaften und fand doch stets noch Zeit genug, ihre häuslichen Geschäfte zu verrichten und sich eifrigst der Erziehung ihrer zahlreichen Kinder zu wiedmen, welche sie unaussprechlich liebte. Und man glaube nicht, daß ihre Haushaltungskunst nur im Befehlen bestand; nein, sie hielt es nicht unter der Würde einer gebildeten Frau, sich um alle Details zu bekümmern und selbst Hand anzulegen. Wenn sie sagte: „ich backe, wasche, glätte, fege, kehre, wische den Staub ab," so war dieß Alles buchstäblich wahr, denn ich habe sie selbst bei diesen Beschäftigungen mit zurückgerollten Aermeln und aufgeschürztem Kleide thätig gesehen. Freilich ließ sie die eigentlich schwere Arbeit durch die Magd und in einzelnen Fällen sogar durch ihre Herren Söhne verrichten, welche sich eine Freude daraus machten, Holz zu spalten und sogar an den Cisternen Wasser zu holen. Man hört oft oberflächliche Beobachter die amerikanischen Frauen ohne Unterschied als verzärtelte, faule, hochmüthige Dämchen schildern, die zu bequem sind, etwas Anderes zu thun, als sich mehrere

Male im Tage anzukleiden und im Schaukelstuhl zu wiegen, und die sogar ihre Ehemänner nur mit Handschuhen anrühren. Dieß mag freilich von Vielen gelten, die in den großen Städten wohnen, und ganz besonders von solchen, die ohne eigentliche, wahre Bildung zu besitzen, aus ursprünglich sehr obskurer Stellung durch glückliche, gewagte Spekulationen zu großem Reichthum gelangt sind und nun keine andere Genüsse kennen als diejenigen, welche ihnen das angebetete, langersehnte Geld verschafft. Allein diese bilden weder den Kern der amerikanischen Frauenwelt, — noch bilden sie eine Mehrheit. Ich habe in Amerika, sowohl in den nördlichen als in den südlichen Staaten der Union, durchschnittlich und verhältnißmäßig eben so viele Frauen gefunden, die ihren häuslichen Kreis als ihre eigentliche Heimat betrachten und mit der größten Treue, Beharrlichkeit und eigentlicher Vorliebe sich aller häuslichen Angelegenheiten annehmen, als bei uns in Europa. Ich kann mich nicht eines einzigen Hauses erinnern, in welchem ich längere Zeit zubrachte, wo dieß nicht der Fall gewesen wäre. Und auch in den meisten andern Häusern habe ich es so gefunden. Freilich gibt es in Europa bei der dicht gedrängten Bevölkerung, der großen, überfüllten Konkurrenz und den vielfach gedrückten Verhältnissen unzählige Familien, bei denen man gewohnt ist, eine von der Noth gebotene große Sparsamkeit und angestrengte Arbeitsamkeit zu sehen, ohne daß man es auffallend findet; freilich gibt es in Europa viele Frauen, die auch bei der schwersten Arbeit Hand anlegen müssen. Kömmt man nun nach Amerika, so fällt es auf, daß solches dort nur selten der Fall ist, und man kann daher leicht denken, daß die Frauen weniger arbeitsam sind, weil sie im Ganzen weniger arbeiten. Ich

denke aber, daß amerikanische Frauen im Durchschnitt ihren Pflichten mit eben so großer Treue und Gewissenhaftigkeit obliegen als europäische Frauen; nur sind vielleicht im Allgemeinen diese Pflichten leichter, — theils weil das Leben überhaupt leichter ist, und theils weil dort der Mann das Weib keine eigentlich schwere Arbeit verrichten läßt.

Doch zu unserer Mrs. Pledge zurück. Sie hatte eine große Plage gemein mit allen Frauen, welche ihrer Haushaltung selbst vorstehen und sie nicht gänzlich den guten Treuen einer bezahlten Haushälterin überlassen. Sie hatte eben auch eine Magd. Nicht eine Magd, wie wir sie uns vorstellen, sondern wie man damals in Amerika eine solche nannte: „eine Gehülfin", a help. Und ich denke, es wird jetzt noch das Nämliche sein. In Amerika ist Jeder vor dem Gesetze gleich, und Jeder vindicirt seine Gleichheit bei jeder Gelegenheit und bei Jedermann, besonders aber auf dem Lande und in kleinern Städten. In größern Städten, wo Konkurrenz ist und gewöhnlich Jedem bald seine Stelle auf der Leiter der menschlichen Gesellschaft nach egoistischen, nicht nach idealen oder humanen Grundsätzen angewiesen wird, geht dieß nicht so leicht an. Miß Lydia, so nannte sich die Magd, oder vielmehr Gehülfin (Pardon!) war eine Jungfrau, welche ihre Unabhängigkeit beinahe fünfzig Jahre lang tapfer vertheidigt hatte; und so konnte es denn nicht fehlen, daß die Kampfgeübte die ihr in der Welt gebührende Stellung genau zu kennen glaubte. Sie ließ sich nicht mit einfachen, leicht verständlichen, geschäftsmäßigen, d. h. befehlenden Worten ihre Beschäftigung anweisen, sondern verlangte stets, daß dieß in einer Weise geschehe, wie es einer „Lady" gegenüber schicklich sei. Sie mischte sich in Alles und wollte an jedem Gespräche Theil nehmen;

ja sogar in den Salon kam sie und vertrat dann in der Unterhaltung sehr oft polemische Prinzipien. Sie nahm jede Gelegenheit wahr, um zu beweisen, daß sie ein eben so gutes Recht habe, in der Gesellschaft zu erscheinen, wie alle Andern, und daß ihre Ansichten eben so große Geltung und Rücksicht verdienten, wie diejenigen aller andern Leute. Saß ich zufälliger Weise am Piano und spielte, so setzte sie mich oft in Erstaunen, indem sie plötzlich neben mir in einen Schaukelstuhl plumpste, sich genau im Takte der Musik zu wiegen suchte, und wenn ich fertig gespielt hatte, mit der größten Assurance mich aufforderte, noch mehr zu spielen.

„Nun spielen Sie mir gefälligst „Fischer's Hornpipe" „oder den „Arkansas-Wanderer"; am liebsten aber habe „ich „Kaiserin Henriette's Walzer", der mich stets jugend„lich anregt und zum leichtfüßigen Tanze stimmt, und „den „blauen Frack mit langen Schößen", der an die „sanfteren häuslichen Gefühle gerichtet ist." Sprach's und neigte ihr Haupt anmuthigst auf die Seite, um mit halb geschlossenen Augen den Tönen zu lauschen.

Bisweilen willfahrte ich ihr, besonders wenn Gesellschaft da war, die sich dabei stets sehr belustigte. Beehrte mich aber Miß Lydia mit einem vertraulichen tête à tête unter vier Augen, so fertigte ich sie nicht selten kurz ab, indem ich Unwohlsein, Geschäfte und sogar Heimweh vorschützte.

„Heimweh! du meine Güte! was ist denn Heimweh?" fragte einmal die zarte Alte erstaunt.

„Je nun," erwiederte ich, „das Heimweh ist eine Stimmung, eine Art Gemüthskrankheit, die sehr oft unheilbar ist."

„Ih! Sie machen mir Angst."

„Oh, fürchten Sie nichts, Miß Lydia; es ist nicht so entsetzlich, oft nur langweilig."

„Aber was verursacht denn diese Krankheit?" fragte Lydia ängstlich.

„Sehen Sie, das ist ein Geheimniß der Natur, das ich Ihnen eben so wenig erklären kann, als die Frage, ob das Heimweh homöopathisch oder allopathisch kurirt werde. Ich kann nur das sagen, daß die Centrifugalkraft und die Centripetalkraft gewöhnlich dabei im Spiele sind. Das Heimweh läßt sich nämlich in zwei Kategorien theilen, nämlich das positive und das negative. Das positive Heimweh besteht in einer unüberwindlichen Sehnsucht nach einem bestimmten Ziele, und das negative in einem unwiderstehlichen Widerwillen gegen unsere Umgebungen. Das Letztere geht dann oft unmerklich in's positive Heimweh über und sucht ein anderes Centrum. Bei dem positiven Heimweh äußert sich die Centripetalkraft und bei dem negativen die Centrifugalkraft."

„Merkwürdig, aber klar!" sprach sinnend die gute Lydia, welche all' diesem Unsinn mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen zugehört hatte. „Sind Sie dem Heimweh oft unterworfen?" fragte sie mit wißbegieriger Miene.

„Ja freilich, Miß Lydia, ich fühle eben jetzt eine heftige Anwandlung."

„So — mein Gott! das ist ja schrecklich! Welches fühlen Sie denn? Postdieb oder Negerdieb?" schrie die Alte. Sie wollte fragen: „positiv oder negativ?" Die beiden Wörter sind die nämlichen im Englischen und klingen auch in der angegebenen Verzerrung im Englischen ähnlich.

„Negativ, negativ, sehr negativ! Sehen Sie, die

Centrifugalkraft macht sich schon geltend, und ich fühle großen Widerwillen gegen meine Umgebungen!" rief ich mit kaum verhaltenem Lachen und flüchtete mich, so schnell ich konnte, zur Thüre hinaus, während die alte „Gehülfin" einen Entsetzensschrei ausstieß und sich beeilte, ihrer „Vorsteherin", wie sie ihre Herrin nannte, Alles möglichst haarklein in ihrer eigenen Weise zu berichten.

Man könnte sich kaum einen Begriff machen, welch' krauses Zeug sie der Mrs. Pledge auftischte. Es gab einen wahren Aufruhr im Hause, denn Mrs. Pledge wußte im ersten Augenblicke nicht, ob Lydia verrückt geworden sei, oder ob ich plötzlich einen Krankheitsanfall gehabt habe. Sie suchte mich sogleich auf. Als ich ihr aber die Sache erklärte, begriff sie bald, daß mir Lydia „negatives Heimweh" einflöße, denn — das sei ihre eigene Erfahrung.

In der Folge hielt es aber auch Mrs. Pledge nicht mehr mit Lydia aus, sondern fand sich veranlaßt, ihr wegen ihres theils frech zudringlichen, theils dumm zutäppischen Wesens den Abschied zu geben.

Mrs. Pledge machte viele Reisen, um öffentliche Vorträge zu halten sowohl über die Sklaverei, als auch ganz besonders über „weibliche Rechte", welche sie mit großer Entschiedenheit verfocht und auch zu großer Ausdehnung gebracht wissen wollte. Sie verfocht z. B. das Recht der Frauen, bei politischen Berathungen Sitz und Stimme zu haben; sie wollte ferner, daß den Frauen der Zutritt zu allen Berufsarten gestattet werde, denen sich Männer wiedmen, und denen sie körperlich gewachsen seien, besonders aber zu den gelehrten Berufsarten, Theologie, Medizin und Jurisprudenz. Sie wollte ferner, daß den Frauen für alle Handarbeiten die nämlichen Preise bezahlt werden

wie den Männern, und endlich verfocht sie eine Zeitlang das Recht der Frauen, von dem für das weibliche Geschlecht herkömmlichen und angenommenen langen, bis auf den Boden reichenden Gewande abzuweichen und wenigstens annähernd die Männertracht, als die bequemere, anzunehmen. In dieser Ansicht schloß sie sich der vor etwa 15 Jahren bekannten, jetzt aber verschollenen Mrs. Bloomer an, welche einige Jahre in Amerika Sensation erregte. Mrs. Pledge ließ es aber nicht nur bei Worten bewenden, sondern schloß sich mit einigen — eine kleine Minorität bildenden — Frauen der damals in Scene gesetzten Bewegung zu Gunsten der „zweizackigen oder gabelförmigen" Gewänder an. Man dachte, sprach und schrieb über nichts als über die Länge und Weite der Hosen, und auf welcher Höhe vom Fuß der noch in geschmälerter Form beizubehaltende Rock aufhören solle. Die meisten Ansichten gingen dahin, daß derselbe nur noch bis etwa ein oder zwei Zoll unters Knie reichen sollte. Was das „gabelförmige" Gewand anbetraf, so war man so ziemlich darüber einig, daß das (Pardon!) Hosenbein nach türkischer Art sehr weit sein und ganz unten am Knöchel enge angezogen werden sollte. Dieß gab den jungen Damen eine erwünschte Gelegenheit, sich in verschiedenen Musterkleidungen öffentlich zu zeigen und die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen. Uebrigens gab es sehr viele, ja eine große Mehrzahl von Frauenzimmern, welche aus verschiedenen Rücksichten, sei es nüchterner Sinn, weibliche Schamhaftigkeit oder bloße Furcht sich lächerlich zu machen, sich nicht entschließen konnten, die neue Mode anzunehmen, bis „alle Andern" sie angenommen hätten. Von Mrs. Pledge's zwei Töchtern weigerte sich die ältere beharrlich, den „Bloomer",

wie die Mode genannt wurde, anzunehmen. Allein die jüngere, Miß Mattie, kleidete sich eine Zeitlang nach der Mode, mit dem löblichen Vorsatze, ein gutes Beispiel zu geben. Mrs. Pledge schrieb mir einmal darüber (ich war damals schon im Süden): „Mattie ist groß gewachsen, „größer als ihre Mutter, schön, und trägt den Bloomer, „über welchen Sie sich lustig zu machen scheinen, mit „vielem Anstande. Sie sagt, sie würde ihn um keinen „Preis aufgeben.“ Indessen gab sie die neue Mode bald auf, als sie sah, daß sie eben nicht „Mode“ werden wollte.

Daneben betheiligte sich Mrs. Pledge auch an der Anti-Sklaverei-Bewegung und war eine eifrige Abolitionistin. Ich habe sogar Grund zu vermuthen, daß sie mit der sogenannten „unterirdischen Eisenbahn“ in thätiger, eifriger Verbindung gewesen sei.

Manchem meiner Leser mag Mrs. Pledge, die sich mit so vielen Angelegenheiten beschäftigte, welche außer ihrem Bereiche als Hausfrau und Mutter lagen, entweder als eine Schwärmerin oder als eine Pedantin vorkommen. Sie war aber keines von beiden, glaube ich. Da die Zustände in Amerika damals — wie jetzt noch in bedeutendem Maße — erst noch im Werden begriffen waren, so bot sich allen lebhaften und großherzigen Geistern, die sich für die Sache des wahren Fortschrittes aufrichtig interessirten, manche Gelegenheit und manche mächtige Anregung nicht nur zum Nachdenken oder zu gegenseitiger Mittheilung der Gedanken, sondern auch zu regem Streben und zum Handeln. In Amerika ist es auch den Frauen gestattet, ihre Meinung öffentlich auszusprechen und an öffentlichen Diskussionen Theil zu nehmen, ohne ihrer weiblichen Würde in etwas zu vergeben. Das Leben

gestaltet sich dort viel freier und ungebundener als hier in Europa, und Vieles, was man bei uns als unbescheiden und unweiblich bezeichnen würde, gilt dort als edel. Das Weib darf in Amerika nicht nur im Stillen Muth und Thatkraft besitzen, sondern erwirbt sich auch Verdienste, wenn es an dem Wohle des Landes und an den Tagesfragen thätigen Antheil nimmt. Ich will damit nicht sagen, daß es in Amerika nicht auch viele Leute gibt, welche ein öffentliches Auftreten der Frauen und ihre thätige Theilnahme an den Tagesfragen mißbilligen. Allein die öffentliche Meinung ist dort nicht so strenge wie bei uns, und so lange sich sonst eine Frau innerhalb der Grenzen sittlichen Anstandes und der Rechtlichkeit bewegt, hat eine solche Mißbilligung für sie gar keine Bedeutung. Ja, man kann sagen, es gibt in Amerika in gewissen Sachen, in denen man jedem Einzelnen sein eigenes Urtheil zugesteht, gar keine öffentliche Meinung. Amerikanisches Leben und amerikanische Denkungsart liegen uns zu ferne, als daß man sich hier bei uns eine ganz richtige Vorstellung davon machen könnte, und man kann es daher, so weit es von dem bei uns üblichen abweicht, nicht durchaus nach unsern Ansichten und Grundsätzen, nicht nach unserm eigenen Maßstabe beurtheilen. Hier, wo alle socialen Verhältnisse so fest geregelt sind und wo jede Aenderung oder Neuerung von vielleicht unberechenbarer Tragweite sein kann, wird es beinahe als Vermessenheit, ja oft als Narrheit angesehen, wenn man daran rütteln, flicken, oder sie gänzlich umschaffen wollte. In Amerika, wo Alles noch im Werden begriffen ist, wo noch nichts fertig ist, wo im Gegentheil noch ein ungeheures Feld zu Verbesserungen, ja zu neuen Schöpfungen vorhanden ist, da wird es auch dem Weibe beinahe zur

Pflicht, sich an dem allgemeinen Aufbau zu betheiligen. Daß bei solchen Verhältnissen und bei der Aussicht, daß auch das Neueingeführte nur ein Versuch und nicht von Bestand sein könne, nicht so gründlich und „gsatzlich" überlegt, und nicht nach gleichen Grundsätzen gehandelt wird wie bei uns, ist leicht begreiflich. Obschon auch bei uns die neuere Zeit manchen unwiderstehlichen Anstoß zum Fortschritt gegeben hat, so sind wir doch sehr oft durch die Verhältnisse mehr oder weniger zum Conservatismus gezwungen, oder wenigstens genöthigt, bei Neuerungen das Bestehende als Grundlage anzunehmen; in Amerika mit seiner nothwendig raschen Entwicklung ist der Conservatismus beinahe eine Unmöglichkeit.

Was nun Mrs. Pledge betrifft, so habe ich von allen Seiten nur aufrichtiges Lob und Ausdrücke der Liebe und Hochachtung gegen sie gehört, und Alle vereinigten sich zu der Ansicht, daß sie sowohl im Allgemeinen ein edles und hochherziges Weib, als auch im Besondern eine musterhafte Mutter und Hausfrau sei. Und davon war ich auch stets überzeugt.

Von der allgemeinen Liebe und Achtung, welche sie genoß, zeugt auch der Umstand, daß sie Allen, die sie kannten, und auch Vielen, die sie nicht persönlich kannten, unter dem „heimeligen" Namen der „Tante Fanny" bekannt war. Alle jungen Leute sprachen von ihr nur als „Tante Fanny". Sie nahm sich ganz besonders derselben mit Rath und That an und veranstaltete für sie Abendgesellschaften, kleine Feste u. dgl. Alles nahm aber auch mit der größten Achtung und Bereitwilligkeit ihren Rath an. Ihr Ausspruch galt als Gesetz, ihre Ansicht als Regel. Freilich fanden sich auch einige Neider in Macville, welche behaupteten, Mrs. Pledge sei stolz,

herrschsüchtig und aristokratisch; allein es gelang ihnen nie recht, eine eigentliche Partei gegenüber Mrs. Pledge zu bilden, deren Liebenswürdigkeit gegen Jedermann sprichwörtlich geworden war. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, die sich überall in der menschlichen Gesellschaft geltend macht, aber nirgends so auffallend und recht eigentlich als Kehrseite bestehender Zustände auftritt, wie in Amerika, wo der Grundsatz der Freiheit und Gleichheit als einer der wichtigsten Momente, als eine der wichtigsten Bedingungen der Existenz des Staatskörpers gilt, — daß in dem allgemeinen, gleichberechtigten Streben nach Fortschritt und Stellung diejenigen, welche hinter den Andern zurückbleiben und nicht die höchste Stellung und höchste Anerkennung erwerben, die Erfolge Anderer oft mit Neid und Mißgunst betrachten, und sie unwürdiger Tendenzen beschuldigen. Dieß ist besonders bei solchen beschränkten Geistern der Fall, welche heimlich fühlen, daß ihnen Andere weit überlegen sind, es aber weder sich noch Andern gegenüber zu gestehen genügende Loyalität besitzen.

Was die religiösen Ansichten sowohl der Mrs. Pledge als auch ihres Mannes betrifft, so gehörten sie keiner „Kirche" oder Sekte an, neigten sich aber in ihren Ansichten zu den Universalisten hin, welche an das endliche Seligwerden Aller ohne Ausnahme glauben. Ich erlaube mir, in dieser Hinsicht eines Ausspruches zu erwähnen, den ich von Mrs. Pledge oft hörte: „Ich liebe, bewun„dere und verehre wahres Christenthum und ächt christ„liche Gesinnungen, wo ich ihnen nur immer begegne; „allein ich verabscheue das Sektenwesen, das in unzähli„gen Fällen die Stelle des wahren Christenthums zu „usurpiren sucht."

Mrs. Pledge's schönster Wirkungskreis war aber im Kreise ihrer Familie. Sie war das belebende, veredelnde Element, das allen Gliedern derselben zum Segen gereichte. Sie übte auch einen großen Einfluß nicht nur auf ihre eigenen Kinder, sondern auch auf die Jugend beiderlei Geschlechter. Sie war vielleicht nach unsern Begriffen etwas strenge in einigen Punkten. So z. B. verpönte sie das Rauchen und Tabakkauen, sowie jeglichen Besuch irgend einer Trinkanstalt, und es gab wirklich höchst wenige junge Leute in Macville, welche, wenn auch in bescheidenem Maße, die Gewohnheit des Trinkens hatten; allein es war zu jenen Zeiten in Amerika höchst nothwendig, entschieden gegen alles Trinken aufzutreten, denn man kannte damals, ausgenommen in größern Städten, kaum ein anderes Getränk als Branntwein in seinen verschiedenen Formen, wie Whiskey, Brandy ꝛc.

Mrs. Pledge mißbilligte das Tanzen nicht, wie es viele religiöse Sekten thun, sondern ermunterte im Gegentheil die Jugend dazu als zu einer unschuldigen Erholung. Indessen sprach sie sich entschieden gegen mehrere europäische Tänze aus, wie z. B. Polka, Walzer ꝛc., weil dieselben nicht gut getanzt werden können, ohne daß der Tänzer seinen Arm um den Leib der Tänzerin legt, was bei vielen Leuten in Amerika als unanständig galt. Ob diese Ansicht jedoch noch so allgemein ist, weiß ich nicht; allein ich denke, sie wird auch dem unwiderstehlichen Einflusse europäischer Sitten weichen müssen, welche die vielreisenden Amerikaner aus der östlichen Halbkugel heimbringen, wenn sie auch einer ursprünglich sehr wahren Anschauung weiblicher Sittsamkeit entsprungen ist. Denn wir Europäer, die wir uns in der allmähligen Gestaltung unserer Sitten schon über manche Skrupel hinweggesetzt

haben, finden es doch immer in gebildeten Kreisen unschicklich, wenn ein Mann, der dazu nicht ein durch die Verhältnisse natürliches Recht hat, ja sogar ein Mann, der es hat, geschweige denn ein Stockfremder, in Gesellschaft die Taille einer Dame umfaßt. Allein bei'm Tanzen erlauben und thun wir es ohne Bedenken, und ohne den Anstand (der ein sehr relativer Begriff ist) zu verletzen; und Damen, die wir noch nie zuvor gesehen haben, müssen es sich doch von uns gefallen lassen, wenn sie nicht — ausgelacht werden wollen. Worin der Unterschied eigentlich besteht, ist schwer zu bestimmen, und es fällt mir auch nicht im Mindesten ein, ein Urtheil darüber abgeben zu wollen. Bei uns billigt oder gestattet die öffentliche Meinung diese Freiheit, ohne die Ansichten oder eine allfällige „närrische Prüderie" Einzelner zu beachten. In Amerika handelt Jedermann nach eigener Ueberzeugung, ohne sich um eine öffentliche Meinung zu bekümmern, wenn überhaupt eine solche besteht. Es gibt dort jetzt vielleicht eben so Viele, welche in der europäischen Weise tanzen, da sie darin kein Arg sehen, als Solche, denen es ihre persönliche Anschauungsweise zu vermeiden gebietet.

Ich erwähne hier nur der jüngern Tochter der Mrs. Pledge, Miß Mattie. Sie war, als ich die Familie verließ, kaum 15 Jahre alt, berechtigte aber durch ihre Geistesgaben zu den schönsten Hoffnungen. Indessen war sie, wie von ihrem Alter zu erwarten stand, von sehr lebhaftem Temperamente und zog Spiele oder Ausflüge in's Freie allem Andern vor; ja sie war, wenn sie Gelegenheit dazu hatte, ein entsetzlicher Wildfang, konnte das tollste Zeug schwatzen und sprang, tanzte und schäckerte wie eine Bachantin mit ihren Freundinnen herum. Ich

erinnere mich, daß ich einmal mit einer Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechtes einen Ausflug machte. Bei einem nahe am Ufer des Flusses auf einer Anhöhe stehenden Felsen hielten wir Rast und nahmen zu diesem Zwecke gebrachte Erfrischungen ein. Dieß war ein beliebtes Exkursionsziel, da man auf des „Teufels Theetisch" — so hatte man den Felsen genannt — eine schöne Aussicht den Fluß hinauf und hinab und auf die wirklich liebliche Gegend hatte. Der Felsen war leicht zu ersteigen und war oben flach, so daß sich eine ganze kleine Gesellschaft dort aufhalten konnte. Wir waren nach einigem Aufenthalt wieder aufgebrochen, um einen nahen Wald zu besuchen, wo wir uns mit Spielen unterhielten. Als wir nach Hause zurückkehrten, war ich mit Zweien oder Dreien von der Gesellschaft den Uebrigen um ein Beträchtliches voraus. Schon von Ferne sahen wir auf dem erwähnten Felsen, an welchem wir wieder vorbeikommen mußten, zwei Gestalten plötzlich erscheinen und eben so schnell wieder auf der andern Seite verschwinden. Wie wir näher kamen, erkannte ich Mattie und eine ihrer Freundinnen, welche sich ein Vergnügen daraus machten, den Felsen, da wo er am höchsten war, zu besteigen, und in den am Fuße desselben ziemlich dichten und tiefen Sand hinunter zu springen. In ihrem Eifer erblickten uns die beiden Mädchen nicht, bis wir ganz nahe kamen. Mit glühenden Gesichtern, fliegenden Bändern und Gewändern, ausgestreckten Armen und gellendem Gelächter sprangen sie einmal um das andere von dem Felsen herunter. Große Staubwolken wirbelten auf, und die Mädchen hatten im Scheine der untergehenden Sonne, welche auch dem aufsteigenden Staube eine ganz eigenthümliche Beleuchtung verlieh, etwas ganz geisterhaft Uebernatürliches. Endlich

traten wir hinter dem schirmenden Gebüsche hervor, und Einer von uns sagte:

„Ah, Sie wollen fliegen lernen; tragen Sie aber jedenfalls Sorge, daß Sie nicht das Genick brechen."

„Tragen Sie Sorge zu Ihrem eigenen Genick, das so schwer an Ihrer Gehirnschachtel zu tragen hat!" erwiderte Mattie's Freundin.

„Sie wenigstens würden bei'm ersten Male liegen bleiben, Cousin Billy," fügte die muthwillige Mattie hinzu. „Cousin Billy" (Vetter Wilhelm) war eben ein gewaltiger junger Mann, der seine 200 Pfund wog.

„Lieber als noch einmal da hinaufsteigen," meinte Cousin Billy. „Aber leichte Waare fällt immer auf die Füße wie die Katzen."

„Katzen! Sie wünschen also gekratzt zu werden? Ich glaube, Sie sind auf den Kopf gefallen!" eiferte Mattie.

„Das könnte ich noch leichter ertragen, als Sie; Ihre Hirnschale ist noch gar zu weich," lachte Billy.

„Ich glaube, Sie sind behext!" schrie Mattie zornig.

„Aha, ich werde Ihnen einen Besen bringen, damit Sie wenigstens wieder hinauffliegen können. Das Hinunterfliegen haben Sie jetzt los!" sagte Billy spöttisch.

Unterdessen war die ganze Gesellschaft aus dem Walde nachgerückt und hatte unterwegs noch die beiden Tollköpfe „fliegen" gesehen. Alles schrie nun wie besessen, und das begonnene Zungengefecht (welches dem Leser als ein Muster von Mattie's Kampfbereitschaft genügen mag) verstummte in dem allgemeinen Gelächter. Mattie und ihre Freundin trugen aber einen Spitznamen von des „Teufels Theetisch" heim, mit welchem man sie noch oft neckte: „Die Hexlein!"

War Mattie bisweilen wild und leichtsinnig, so konnte sie auch ihren Studien keinen großen Geschmack abgewinnen, und statt in die Schule zu gehen, schwänzte sie oft in Gesellschaft einer Gesinnungsgenossin ganze Nachmittage. Mit welchen interessanten Beschäftigungen die Hexchen sich bei solchen Anläßen die Zeit vertrieben, will ich jetzt dem Leser verrathen; es ist ohnehin nun mehr als fünfzehn Male Gras darüber gewachsen. Sie ließen sich einmal einfallen, mittelst Lehm — sie konnten auch „dreckelen" — und Steinen, die sie herbeischleppten, einen Bach so einzudämmen, daß ehe sie sich dessen versahen, das Wasser über die Ufer strömte. Anfangs lachten sie nur; allein sie gewahrten bald mit Schrecken, daß sie eine wüste Geschichte angerichtet hatten. Da das Ufer, an welchem sie standen, niedriger war als das gegenüberliegende, und sich in eine kleine Vertiefung von kaum einem oder zwei Acker abdachte, so standen sie sehr bald im Wasser und mußten eiligst die Flucht ergreifen. Unter dem tiefer gelegenen Ufer stand alles voll Wasser und so mußten sie unterhalb des von ihnen aufgeführten Meisterwerkes in der Wasserbaukunst durch den Bach waten, wo das Wasser immerhin noch einen Schuh tief war. In welchem Zustande sie heimkamen, ist leicht zu denken. Es wurde zwar nicht allgemein bekannt, wer die Ueberschwemmung verursacht habe, allein ich erfuhr Tags darauf die Geschichte durch einen von Mattie's Brüdern, der mir sie lachend erzählte. Ich begriff nun, warum ich am Tage vorher von dem Thore der Umzäunung durch den ganzen Hof bis zur Hinterthüre, und von da durch den Corridor die Treppe hinauf eine breite, sehr nasse Spur gefunden hatte, in welcher ich mehrmals den Abdruck eines kleinen Schuhes zu erkennen glaubte.

Mattie war ein Gemisch von Extremen, sich selbst und Andern ein Räthsel. Jedenfalls aber berechtigten ihre vielfachen schönen, ja edlen Anlagen zu großen Hoffnungen, welche, wie ich bestimmt weiß, sich in der Folge verwirklichten. Sie wurde endlich ihrer Bestimmung als gebildete Frau bewußt, wozu jedenfalls — nachdem sie (wenn man von Mädchen so sprechen darf) ihre Flegeljahre hinter sich hatte — das Beispiel ihrer Mutter, das beständig vor ihren Augen war, sowie deren Ermahnungen, das Meiste beigetragen haben mögen. Sie besuchte später mehrere höhere Lehranstalten, und lag mit Fleiß und Ausdauer ihren Studien ob, mit dem festen Entschlusse, eine gute Erziehung und Ausbildung zu erlangen. Bei diesem Anlasse will ich erwähnen, daß die letzte Anstalt, welche sie besuchte, den Ansichten ihrer Mutter über weibliche Rechte und sogar über Gleichberechtigung der Racen vollkommen entsprach, indem junge Damen und junge Herren in den nämlichen Hörsälen zusammentrafen, um gemeinschaftlich aus dem Munde ihrer Lehrer Weisheit zu hören. Und wenn ich nicht sehr irre, so war das nämliche College eine von den ersten, wenigen Anstalten, welche Neger als Schüler aufnahmen, um gemeinschaftlich mit den Weißen sie in den Wissenschaften zu unterrichten.

Miß Mattie Pledge bildete sich zur Lehrerin heran und zeichnete sich in Allem, was sie unternahm, durch Ausdauer und Energie aus. Vor dem Kriege war sie ungefähr ein Jahr als Lehrerin in Louisiana, mit dem einzigen Zwecke, den Süden und seine Institutionen, besonders die Sklaverei, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Da sie die politischen Ansichten ihrer Mutter, welche ich weiter oben angedeutet habe, in ihrer ganzen

Ausdehnung theilte, so erforderte ein solcher Entschluß nicht geringen Muth, denn es ist allgemein bekannt, wie sorgfältig Fremde, und ganz besonders Nordländer, in ihren Aeußerungen über südliche Zustände sein mußten. Ueberdieß konnte Miß Mattie als gewiß annehmen, daß der Name ihrer Mutter als einer entschiedenen und thätigen Gegnerin der Sklaverei im Süden beinahe eben so bekannt sein mußte als derjenige der Mrs. Harriet Beecher-Stowe, der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte".

George, der älteste Sohn des Mr. Pledge, hatte mehr als alle andern den Charakter seines Vaters. Fest, ehrenhaft, energisch und arbeitsam, unternehmenden und selbstständigen Geistes, und streng rechtlich wie sein Vater, war er auch wie dieser kein Freund von schönen Redensarten oder häufigen Gefühlsäußerungen. Daher galt er bei vielen seiner Bekannten als zurückhaltend und stolz, hatte aber nichts desto weniger ein treues Herz für seine Freunde.

In den eigentlichen Hauptzügen seines Charakters beinahe seinem Bruder George gleich, war aber James in seiner Aeußerungsweise ganz der Gegensatz desselben. Während George alles haßte, was über eine einfache, gerade Darstellung von Thatsachen hinausging und daher oft etwas kalt und trocken erschien, fand James großen Gefallen an schönen Perioden und gefälliger Ausdrucksweise, und wer ihn nicht näher kannte, mochte ihn oft für einen unwahren Schmeichler oder gar Heuchler halten, wenn nicht seine oft übertrieben schwülstige Sprache und sein dabei oft schalkhaftes Mienenspiel dem Gedanken Raum gegeben hätten, daß er bloß ein Spaßvogel und Humorist sei, ja ein eigentlicher Künstler im Karrikiren. Und dem war auch also. Auch er war ein durchaus ehrenhafter

Charakter. Daß sie aber daneben keine Kopfhänger waren, kann man sich bei ihrer Jugend vorstellen. Sie hatten wirklich große Anlagen zu froher gesellschaftlicher Unterhaltung, nur daß George — bei meiner ersten Bekanntschaft mit der Familie ungefähr 18 Jahre alt — mehr als Gentleman und erwachsener Mann aufzutreten suchte, während James bei seinen 16 Jahren freilich auch Spuren von „Männlichkeit" zeigte, sich aber mehr von seiner jugendlichen Lebhaftigkeit hinreißen ließ. Uebrigens hatte sogar George oft „lichtvolle" Ideen, wenn es sich um einen Schwank handelte. So schnitt er einst einem Freunde, welchen er zu diesem Zwecke eigens eingeladen hatte, den Abend und die Nacht bei ihm zuzubringen, das Netz von Bettstricken (auf welches in Amerika die Matratzen gelegt werden) vorher entzwei, so daß während der Nacht plötzlich das ganze Bett nebst dem Schläfer durch die Bettstelle hindurch auf den Boden fiel, und durch das Geschrei des aus seinem besten Schlafe jählings Aufgeschreckten im ganzen Hause Aufregung und Verwirrung entstand. Dieß geschah jedoch nicht ohne besondere Veranlassung, sondern galt als Illustration zu einem Gedichte, welches der auf diese Weise hingeopferte und lächerlich gemachte Freund George's selbst verfaßt und diesem Tags zuvor mit großem Pathos vorgelesen hatte. Der arme Mensch war liebestiech und hatte in diesem Gedichte seine Gefühle so deutlich ausgesprochen, daß George nicht umhin konnte, sie zu errathen; zugleich aber merkte er, daß sein Freund dabei auf seine Hülfe rechnete und ihm zumuthete, die besagten Gefühle dem Gegenstande derselben zu eröffnen. Dieser „Gegenstand" war Niemand anders als George's Schwester Mattie. Der Glanzpunkt des vom Monde reichlich übergossenen Gedichtes schienen „kühnste und süßeste

Träume„ zu bilden, aus denen der angehende Jüngling „in entsetzlicher Weise aufgeschreckt" werden wollte, wenn der „Gegenstand" seine Gefühle nicht „baldigst" erwiedere. Wie sich George seiner ihm zugedachten Rolle entledigte, haben wir so eben gesehen.

Die beiden jungen Herren fühlten auch einen unwiderstehlichen Drang nach Selbstständigkeit und Abenteuern. Waren sie mit andern Leuten beisammen, so drehte sich gar bald das Gespräch auf den fernen Westen, und Alle wünschten recht bald „irgendwo da draußen im großen „Westen zu sein, auf eigene Faust herum zu vagiren und „Berge Goldes zu verdienen." Auswanderung in neue Gegenden, wo noch „Ellbogenraum" war, das Leben in der Wildniß, Jagd, Pferde, Hunde, Kämpfe mit Indianern, Länderspekulationen, neue Unternehmungen u. dgl. waren überhaupt als beliebte Gegenstände der Unterhaltung bei den jungen Leuten gäng und gäb. Und als einmal ein Freund, der schon seit einigen Monaten nach dem Westen gezogen war, schrieb, daß er von Missouri Auswanderer auf der Ueberland-Route nach Californien führe zu hundert Dollars die Person, und daß er zu diesem Zwecke zwei Joch Ochsen gekauft habe, um das Gepäck der Auswanderer und die Lebensmittelvorräthe mitzuführen, sowie vier Milchkühe, um sie mit frischer Milch zu versehen, da ließ sich James nicht mehr halten, obschon dem Berichte noch beigefügt war, daß der größere Theil des Weges zu Fuß zurückgelegt werden müsse. Gerade das Abenteuerliche der ganzen Unternehmung ergriff ihn so unwiderstehlich, daß er mit einigen Freunden verabredete, nach dem Westen auszuwandern und dort sein Glück zu versuchen. Als aber sein Vater die Geschichte — gerade noch zeitig genug — entdeckte, fand er, daß sein

Söhnchen, obschon ein Amerikaner, noch zu jung sei, um auf eigene Faust in die Welt hinaus zu gehen, und „legte ein nachdrückliches Veto ein", wie er sich ausdrückte.

Von den andern vier Söhnen weiß ich ihrer großen Jugend wegen nicht viel zu sagen, als daß sie unbändige, muthwillige Jungens waren, zu jedem Streiche fähig. So schleppte Ambrose im Verein mit zwei Kameraden ähnlicher Gesinnungsart in einer dunkeln Nacht einen schweren, zweispännigen Schlitten auf das Dach des Gerichtshauses, wo sie ihn anbanden. Wie die kleinen Gimpel sich abgearbeitet, gekeucht und geschwitzt haben müssen, bis sie den Schlitten auf seinen „neuen Standpunkt" gebracht hatten, kann man sich denken. Es gab einen allgemeinen Aufruhr im Städtchen, und vor dem Gerichtshause stand eine lachende Menge. Man wußte kaum, ob man sich über das Bubenstück ärgern oder die Energie und Ausdauer der Thäter bewundern solle. Der Eigenthümer aber klagte vor Gericht. Einige der jungen Missethäter fielen in Verdacht, konnten sich aber durchlügen, und die Wahrheit wurde erst nach einigen Jahren bekannt. Eins der jungen Bürschchen, der als Zeuge vor das versammelte Gericht geladen worden war, wurde vom Richter befragt, was er vom ganzen Handel wisse. Er hatte den Uebermuth, in der Sprache eines Kartenspielers, der, mit schlechten Karten in der Hand, nicht mitspielen zu können glaubt, zu antworten: „Ich passe!" *)

Um einen Begriff zu geben, wie frühzeitig die Amerikaner befähigt sind, selbstständig ein Geschäft zu führen, will ich nur im Vorbeigehen bemerken, daß James, als

---

*) Das heißt: ich lasse dieses Spiel vorbeigehen, ohne mich daran zu betheiligen.

er kaum 19 Jahre alt war, auf Rechnung seines Vaters eine Eisengießerei führte und beaufsichtigte, die dieser in St. Louis besaß, während derselbe eine andere führte.

George erhielt später eine Anstellung auf einer Eisenbahn, führte eine Dampfsägemühle, spekulirte in Land und versuchte sich nach einander in vielerlei Unternehmungen, bis er sich endlich zu einem bleibenden Berufe entschloß.

Bei dieser Familie wohnte ich ungefähr anderthalb Jahre und erfuhr von allen Gliedern derselben die aufrichtigste Freundschaft. Später zog dieselbe nach St. Louis und nach einiger Zeit wieder nach Ohio zurück. Es werden mir Alle stets in freundlichem und dankbarem Andenken bleiben.

Die in Macville am zahlreichsten vertretenen Sekten (Kirchengemeinschaften) waren die Presbyterianer, die Baptisten und die Methodisten. Alle drei hatten eigene Kirchen mit eigenen angestellten Predigern. Es war gebräuchlich — wie überall in Amerika — daß die jungen Damen von ihren Galants in die Kirche und wieder nach Hause eskortirt wurden. Ueberhaupt fiel mir auf, daß der Umgang zwischen den beiden Geschlechtern ein viel freierer ist als bei uns, indem junge Männer nach einer oft ganz flüchtigen Bekanntschaft den unverheiratheten Damen Besuche machten und sich — gleichviel ob in Gegenwart ihrer Eltern oder nicht — mit ihnen unterhielten. Man zog oft in ganzen Gesellschaften im Städtchen herum, um den jungen Damen „die Aufwartung zu machen".

Auch ist es Sitte, sowohl vor als besonders nach dem Gottesdienste, sich mit Bekannten, die man hier antrifft,

zu besprechen, gegenseitig Fremde vorzustellen und einander einzuladen.

Der presbyterianische Geistliche und einige Mitglieder dieser Kirche wünschten zur Begleitung des Kirchengesanges ein Harmonium — oder wie sie dort genannt werden, ein Melodeon — einzuführen, obwohl sich einzelne Stimmen dagegen geäußert hatten. Diejenigen, welche die Sache begünstigten und meistens Einwohner des Städtchens waren, beschlossen, es versuchsweise auf eigene Faust zu wagen und ließen ein Instrument in die Kirche bringen. Gleich nach dem ersten Gottesdienste aber, bei welchem das Instrument gebraucht worden war, kamen einige Farmer — welche freilich in großer Genügsamkeit und glückseliger Unwissenheit in der Umgegend lebten — zum Geistlichen, beschwerten sich über „das neue Ding" und erklärten, es sei ein Werk des Teufels, der sich Aller Herzen bemächtigen und ihnen weltliche Gedanken einflößen wolle. Sie sprachen mit Entsetzen von der großen Religionsgefahr und wollten nicht begreifen, daß man mit Begleitung eines solchen Instrumentes singen könne. Sie wollten lieber ihre eigenen nasalen Register erschallen und hören lassen. Allein bei der deßhalb zusammenberufenen Kirchenversammlung fand sich doch eine große Mehrheit, welche überzeugt war, daß jetzt doch etwas wie anständiges Singen möglich werden könne, und daß keine Religionsgefahr vorhanden sei. Die Einführung des Instrumentes wurde beschlossen. Damit war auch zugleich einem jungen Manne geholfen, welcher eigentlich Daguerreotypist, früher Reisender eines New-Yorker Quacksalbers, am eigentlichsten und ursprünglichsten aber, so weit ich es ermitteln konnte, Commis in einer Tuchwaarenhandlung gewesen war, — nebenbei aber auch auf dem

Lande herum Singschulen errichtete, — und öffentliche Conzerte gab. Das neue Instrument erweckte neuen Eifer in den Sängern. Mr. Kinlock schürte das Feuer, fachte den beinahe verglimmten Eifer wieder zu hellen Flammen an; seine Singschule in Macville, welche zugleich den Kirchenchor bildete, war zahlreicher als je besucht, und mit Hülfe des Melodeons, dessen Töne die Stimmen der Sänger (wie diese selbst erklärten) zu verklären und in Sphärenduft zu hüllen schienen, gingen die Sachen vortrefflich. Nach dem Sprichwort: „Man muß Heu machen, so lange die Sonne scheint," begeisterte Mr. Kinlock, der Kopf und Zunge am rechten Ort hatte, die Mitglieder des Kirchenchores zu dem Entschlusse, ihm als Zeichen ihrer außerordentlichen Zufriedenheit ein Concert in der Kirche zu geben, an welchem das Melodeon, sowie die am besten einstudirten Kirchengesänge glänzen mußten, und an welchem Concerte dann auch Mr. Kinlock eine famose Einnahme machte. Bald folgte ein zweites Concert, das einige Damen als Demonstration zu Gunsten und zu Ehren des Melodeonspielers in Anregung brachten. An diesem Concerte wurden meistens weltliche Lieder vorgetragen, sowohl Chöre als Solos. Unter den letztern bildeten Mr. Kinlock's Solo und sein mit der schönsten Sängerin vorgetragenes Duett die Glanzpunkte. Denn einerseits entfaltete Kinlock's Stimme, bei diesem Anlasse von nebenbuhlerischen Gefühlen gegenüber dem Fremdling, welcher an dem Melodeon, sowie am Klavier — denn ein solches von Steinway war auch in die Kirche geschleppt worden — „den Vorsitz hatte", zu außerordentlichen Anstrengungen begeistert, eine so durchdringende Macht, daß man nur ihn hörte, nicht aber die Sängerin, noch das begleitende Klavier, deren beide Effekte er vollständig „wie

mit nassem Schwamm auswischte"; andrerseits aber war die Sängerin wirklich schön, was als Leistung vollkommen genügte. Auch das Klavier wurde nun bald von zwei, bald von vier Händen zu Sololeistungen entflammt. Eine zweihändige Sonate von Mozart drang so tief in die Herzen der Zuhörer, daß sie mit stiller Ehrfurcht und mit schweigendem Beifalle aufgenommen wurde. Bei Weber's „Einladung zum Tanze" hatten sich schon Einige von dem tiefen Eindruck der Sonate theilweise erholt und versuchten zu klatschen; die Meisten waren aber doch noch so sehr überwältigt, daß der Beifallssturm (wie das Löwengebrüll im „Sommernachtstraum") noch ganz zart und leise war. Vielleicht war es aber auch Zartgefühl von Seiten der Zuhörer, welche fürchten mochten, den Fremdling durch lärmenden Applaus zu verletzen; vielleicht dachte man, er werde die beste Belohnung seiner „hochkünstlerischen Leistungen" im stillen Bewußtsein seines eigenen Werthes finden; es verstand sich ja von selbst, daß er „am besten spielte". Als er aber aus Verzweiflung oder purer Sehnsucht nach Sympathie die richtige Saite anschlug und den ihm eigentlich — so weit es den Musikwerth betrifft — verhaßten „Yankee Doodle" als eine nicht auf dem Programm verzeichnete Einlage „losgab", da flutheten die Sturmeswogen eines wahren Beifalls-Orkans um ihn herum, und als er nun in seiner Begeisterung (?!) eine Niggermelodie als zweite Einlage zur Feststellung des musikalischen Standpunktes der Zuhörer spielte, da verlor sich das Zartgefühl vollends, und alle Anwesenden gaben ihre Empfindungen in einem klatschenden, schreienden, stampfenden und scharrenden, noch nie dagewesenen Randal kund, den in Noten zu setzen sogar Beethoven sich — als unfähig — geweigert haben

würde. Allein der Fremdling schämte sich sogleich; denn was als das Erröthen der Bescheidenheit noch nachträglich beklatscht wurde, war wirklich nichts als pure Schamröthe. Er schämte sich auch nachher im stillen Kämmerlein. Wie konnte er sich solchen Gassenhauern hergeben! Zunächst folgte „des Herzogs von Reichstadt Walzer", welchen eine Schülerin, die absolut ihren Namen gedruckt auf dem Programm hatte sehen wollen, mühsam und im Schweiße ihres Angesichtes „durchborzete". Ob der Vortrag auch in den Augen (oder Ohren) der Zuhörer Anerkennung und Beifall fand, wage ich nicht zu behaupten; jedenfalls beobachtete man tiefes Stillschweigen darüber. Den würdigen Schluß bildete ein von einer zart (oder zärtlich) fühlenden jungen Dame zu der einfach schönen Melodie des „O du lieber Augustin" gedichtetes und gesungenes Lied. Da wo es sonst hieß: „'s Geld ist hin!" da jauchzte sie halb selig und halb zweifelnd: „d'rum liebst du mich?" und an der Stelle der Worte: „All's ist hin!" da girrte sie hinsterbend, und à discrétion sich ergebend, die Waffen streckend, indem sie die Augen in Kinlock's Richtung niederschlug: „ich liebe dich!" Den Beifall kann ich nicht beschreiben. Wenn ein Schiff da gewesen wäre, in dem Sturme wäre es mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Es war aber ein würdiger Schluß des Concertes.

Nun aber fanden Kinlock und der Fremdling, es wäre nicht mehr als billig und artig, die Damen, welche ihnen mit Kehlen, zehn Fingern und überhaupt mit ihrer veredelnden Gegenwart so nobel beigestanden hatten, als „geringes Zeichen" ihrer Anerkennung noch in ihren Concerttoiletten, wie sie eben da standen, mit Eis, Limonade und Backwerk zu bewirthen. Gesagt, gethan. Und da die geehrten Herren

Concertgeber schon vor dem Concert das kommende Lächeln und die heranbrausenden Beifallsstürme, sowie den unausbleiblichen Durst und den zarten Dank der „erfrischten" Damen imaginirt hatten, so bedurfte es nur eines Zauberwinkes, und das Gewünschte war da. Also verzehrten die Damen Eis, aßen Backwerk und tranken Limonade; der concertgebende Fremdling und Associé Kinlock bezahlten. Dieß nahm die eine Hälfte des Reinertrages, den die Beiden bereits behändigt, gezählt, getheilt und in die beidseitigen Westentaschen gesteckt hatten, weg. Dieser Ausgabe wußte aber der schlaue Kinlock seinerseits wieder einzukommen. Er stellte den sich erfrischenden Herren und Damen — alle vom richtigen Liebesalter — vor, wie herrlich, wie entzückend, ja, wie tröstend in der Zukunft es sein würde, wenn man diesen herrlichen, gemüthlichen, ja hinreißenden Abend verherrlichen, verewigen, auf immer festhalten könnte; ja nicht nur könnte, sondern würde, wollte und thäte. Die Herren und Damen begriffen ihn im Chor, und wie auf's Kommando riefen sie aus: „Daguerreotypiren Sie uns Alle in Bausch und Bogen." Ha! das Schreckliche war geschehen und über die andere Hälfte des Concertertrages verfügt, während Kinlock schon im Geiste die Dollarnoten in seiner Westentasche rascheln hörte. Freilich, die Herren mußten bezahlen, und der Antheil des Fremdlings an der Concerteinnahme, so viel noch davon übrig war, wanderte in Kinlock's Besitz hinüber.

Von diesem will ich nur noch melden, daß es ihm endlich gelang, sein eigentliches Talent zu entdecken und auszubilden. Er besuchte eine Musikschule im Staate New-Jersey, wo er sich wirklich solide Kenntnisse erwarb und eine erträgliche Ausbildung genoß, so daß er, was das

rein Technische betrifft, recht Ordentliches leistete. Allein zu einem Künstler hatte er nicht das Zeug. Davon war der Begriff seiner Seele so ferne als das Genie eines Finanzmannes dem Münzstock, worin die silbernen, blinkenden Zweifrankenstücke geprägt werden. Ihm hatte die Musik nur insofern einen Werth, als sie ihm Dollars eintrug. Ob er Schubert'sche Lieder oder Niggermelodien sang, machte ihm nur insofern einen Unterschied, als sie nach dem Geschmack des Publikums waren und die Concertkasse füllten. Ich will nicht sagen, daß er nicht für eigentlich edle Musik empfänglich gewesen sei; allein eigentlich „begeistert" — so weit man dieses Wort in einem solchen Falle gebrauchen darf — war er nur für diejenige Musik, welche dem damals noch sehr niedrigen Geschmacke der Amerikaner schmeichelten und volle Häuser anzogen. Musik war sein „Geschäft". Dabei war er ein Yankee und wußte Alles auf seine eigene Mühle zu „reisen", wie man in Bern sagt.

Die Amerikaner im Ganzen haben nicht vielen Sinn für Musik, nicht viel Verständniß. Damals besonders regierten noch Yankee Doodle und die Negerlieder den Geschmack. Kaum konnten noch die wirklich wunderschönen alten englischen, schottischen und irischen Volkslieder, welche in Amerika eingebürgert sind, sich gegenüber jenem abgeschmackten Zeuge halten. Was man aber bei uns klassisch heißt, das galt ihnen für lauter Schulfuchserei und Pedanterie, und wer die großen Meister verehrte, mußte geistig darben und verkommen; wer es aber gar wagte, sie allen Andern voranzustellen und den Geschmack des Volkes nach ihnen zu bilden — der mußte nicht nur geistig, sondern leiblich darben.

Von den Baptisten in Macville sah ich nicht viel, mit Ausnahme einer Taufe, wie ich sie nicht wieder zu sehen wünsche. Es waren drei Täuflinge, alle in dem Alter, in welchem man nach der Ansicht der Baptisten verstehen soll, warum man getauft wird, und was die Taufe ist. Es waren drei Mädchen von 14 bis 18 Jahren. Die älteste, ein wunderschönes Mädchen aus einer wohlhabenden und gebildeten Familie, war von sehr delikatem Aussehen und hätte in der Jahreszeit, in welcher die Taufe stattfand, zu Hause im warmen Zimmer bleiben sollen. Es war im Januar 1850, an einem kalten, frostigen Sonntag Morgen, als sich eine Prozession, mehrere Geistliche an der Spitze, und die drei Mädchen, von ihren Verwandten und den Kirchenältesten begleitet, nach dem Muskingum in Bewegung setzte. Dort wurden nach einem kurzen Gebete die Mädchen von einem Geistlichen eines nach dem andern bis unter die Schultern in's eiskalte Wasser geführt und in den drei heiligen Namen rücklings ganz untergetaucht. Wie die drei zarten Gestalten zusammenschauerten, als sie triefend aus dem Wasser stiegen, kann man sich denken. Die älteste, die ich besonders erwähnt habe, starb wenige Monate später, ohne Zweifel, wie Viele behaupteten, an den Folgen jener Taufe.

Ueber Neger sprach man in Macville nicht viel, ausgenommen bei Mrs. Pledge. Die Leute schienen es überhaupt unter ihrer Würde zu halten, von den Negern anders als im Allgemeinen und in Bezug auf politische Tagesfragen zu sprechen. Von einem Neger, den man etwa kannte, zu sprechen — ei, ei, das ging nicht an; wer wollte denn auch einen Neger kennen! Es gab in Macville meines Wissens nur einen einzigen Neger, den

Barbier des Ortes. Wenn er mich rasirte, so grausete es mir anfänglich vor ihm, weil er so schwarz war; dann bewunderte ich ihn doch, eben weil er so schwarz war; endlich aber bedauerte ich ihn ganz entschieden, und nur gerade, weil er so gar schwarz war. Er war sehr höflich, grüßte stets auf's Freundlichste, wenn er mich antraf, und zog den Hut mit einem vielen Negern eigenthümlichen Empressement; wahrscheinlich weil ich damals noch nicht gelernt hatte, gegen Neger zurückhaltend und stolz zu sein, wie es die öffentliche Meinung verlangte.

Einmal spazierte ich mit einer jungen Dame von kaum 16 Jahren das Städtchen hinunter. Der Barbier begegnete uns, grüßte freundlich und zog den Hut. Ich wußte nichts Anderes, als den Gruß mit Wort und Geberde zu erwiedern. Alle Welt, wie war ich da in ein Wespennest getreten! „So! Sie sprechen auf offener Straße mit einem Neger?!" rief sie empört, und ihre Augen und alle Gesichtszüge waren lauter giftige Frage- und Ausrufungszeichen. „Adieu! Leben Sie wohl! ich will nicht mit Ihnen gehen!" Und mit diesen Worten ließ sie mich stehen. Es verging geraume Zeit, bis sie mir die „Beleidigung" verzeihen und sich entschließen konnte, wieder mit mir zu verkehren, — „und nur deßwegen," sagte sie ausdrücklich, „weil ich ein Fremder sei und vielleicht noch nicht wisse, daß man durch den Umgang mit Negern „Kaste verliere", d. h. sich erniedrige und die Achtung anderer Leute einbüße. Und dieß wurde auch kaltblütig von allen Andern gutgeheißen, sogar von meiner guten Mrs. Pledge, welche freilich weder Entrüstung noch Abscheu wegen meines Verkehrs mit der verachteten Kaste zeigte, aber doch meine Unwissenheit belächelte. Und doch bestand mein Verkehr mit jenem Neger

nur darin, daß ich mich, wie alle Männer in Macville, von demselben rasiren ließ. Sonst fühlte ich mich in der That nicht zu ihm hingezogen, da er ein höchst ungebildeter Mensch war. Freilich hatte ich des Menschen Gruß erwiedert, und das war mein Hauptverbrechen. Doch — die Negerfrage ist aus jenem Stadium herausgetreten, der Span ist ausgefochten und als solcher verschollen.

Auf den umliegenden Farmen oder Bauerngütern hatte ich oft Gelegenheit, ländliche Feste mitzumachen, so z. B. das Corn husking oder das Enthülsen der Maiskolben. Wenn die Maisernte eingebracht ist, so kommen die Nachbarn aller Alter und Geschlechter, besonders aber die jungen Leute, um bei dem Enthülsen der Maiskolben behülflich zu sein. Die abgehülsten Kolben werden auf einen Haufen geworfen und die Hülsen in eine Ecke. Die Letztern liefern, wenn man sie zu feinen Streifen zerreißt, vortreffliches, elastisches Material zu Matratzenfüllung. Natürlich geht es bei solchen Anlässen lustig und fröhlich zu, und das Ganze schließt gewöhnlich mit einem ländlichen Mahle, Spiel und Tanz.

Ich erlaube mir bei diesem Anlasse einen Auszug aus einer Idylle des amerikanischen Dichters Barlow einzuschalten:

„Die Tage werden kurz; doch obgleich die sinkende „Sonne dem frohen Landmanne verkündet, daß des Ta„ges Werk zu Ende ist, so verlängern doch die angeneh„men Schatten der Nacht seine mannigfachen Arbeiten und „geben meinem Gesange neuen Stoff. Denn nun, da „die Scheune, die Heimat der Ernte, gefüllt ist, kommen „die eingeladenen Nachbarn zum Feste. Ein frohes Schau„spiel, bei welchem Arbeit, Lust und Spiel sich vereini„gen und die langen Stunden verscheuchen.

„Da wo der große Haufen Mais in der Mitte des „Gemaches liegt, hängt von der Decke die freundliche „Lampe. Sonngebräunte, von Mais genährte Nymphen „und kräftige Jünglinge, zu Zweien gereiht, sitzen im „großen Kreise herum und greifen die dichte Masse an. „Die Hülsen rascheln, die vom Stengel gebrochenen Kol„ben krachen, Gesang und Gelächter erschallt, und süßer „Cider fließt in der Runde. Jeder kennt die Gesetze des „Maisfestes, und keine Gesetze werden so gut beobachtet. „Für jeden rothen Maiskolben gewinnt der Jüngling „einen Kuß, mit jedem vom Kornbrande zerfressenen wer„den die Gesichter der Jünglinge in der Runde geschwärzt; „doch wenn man einen rothen Kolben einem Mädchen zu„wirft, dessen Lippen eben so roth und dessen Wuchs eben „so schlank, so schreitet sie im Kreise herum und ruft den „bevorzugten Jüngling bei seinem Namen. Dieser beeilt „sich mit einem Sprunge, den köstlichen Tribut zu be„zahlen ꝛc. ꝛc."

Aehnlich wie das Maisenthülsen wird das Apfelschälen gefeiert. Auch die Zuckerbereitung aus dem Safte des Zucker-Ahorns gibt Anlaß zu ähnlichen Festen.

Wenn die Entfernung einige Meilen betrug, so verschafften wir uns Pferde und ritten Abends in Gesellschaft auf die Farm, wo ein solches Fest stattfand. Alles ging anständig zu, obschon die Lust und die Fröhlichkeit gewöhnlich auf einen hohen Punkt stieg. Man war dann, ohne übrigens etwas Stärkeres als höchstens Cider genossen zu haben, so vom allgemeinen Jubel angeregt, daß der Heimritt in voller Carriere, mit rasenden Capriolen und mit einem wahren Indianergebrüll und Geheul zurückgelegt wurde, so daß alle Hunde der Umgegend einstimmten, die Eulen kreischten und überhaupt sich Alles

in Feld und Wald zu regen anfing, was Leben hatte. Wer am lautesten und entsetzlichsten johlte, trug den Sieg davon. Daß durch einen solchen Mordspektakel die Pferde noch mehr als durch Sporn und Peitsche zu größter Eile entflammt wurden, versteht sich; und wer sich noch auf der Straße verspätet haben mochte, hütete sich wohl, der wilden Jagd in die Quere zu kommen.

Im Februar 1850 ging ich nach Squareville, Ohio. Dort war ich Musiklehrer in einem Mädcheninstitut und Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache in einer Knabenschule. Der Vorsteher des Mädcheninstitutes, Mr. Ludlow, und seine Frau waren ächte Yankees. Geld, Geld, Geld, Dollars, Cents! Es wäre aber auch ein Wunder, wenn der Amerikaner die Hülfsquellen, welche ihm das Land und die Verhältnisse in so reichem Maße bieten, und die Leichtigkeit, mit welcher sie benutzt werden können, nicht auf's Aeußerste ausbeuten würde. Der Boden birgt unerschöpfliche Reichthümer jeder Art, die weiten, unermeßlichen Strecken unangebauten Landes laden zur Niederlassung ein, neue Städte, Dörfer und Gemeinden entspringen und entwickeln stets neue Verhältnisse und öffnen neue Wirkungskreise, und die Civilisation gewährt die Mittel und stellt ihre ganze Macht zur Verfügung, um den größtmöglichen Nutzen aus Allem zu ziehen. Jakob, der seinem Bruder Esau um ein Linsengericht sein Erstgeburtsrecht abschwindelte, hatte ganz den Charakter eines Yankee; man denke nur an die Art und Weise, wie er sich für den Hirtendienst bei Laban bezahlt zu machen wußte, und wie er den darauf bezüglichen Vertrag ausbeutete. Die gesprenkelten Schafe

erinnern unwillkürlich an die hölzernen Muskatnüsse. Wären aber unserm Erzvater Jakob die Hülfsquellen der heutigen Civilisation zu Gebote gestanden, er hätte noch Größeres vollbracht. Nur in einer Sache war er kein Yankee: er diente 14 Jahre um Rahel; das würde vielleicht ein Deutscher thun, aber nicht ein Yankee.

In Nordamerika bieten sich dem thätigen Geiste so viele Bahnen dar und stehen so viele Wege offen, daß man oft unschlüssig ist, wo man zugreifen will, und im Uebermaß der glückseligen Aussichten ausrufen möchte: „bouche que veux-tu?“ Hat man sich aber einmal entschlossen und eine Wahl getroffen, — dann heißt es: „Arbeite, arbeite, arbeite!“ Ohne Arbeit gedeiht dort Niemand, ohne Arbeit ist Niemand geachtet. Jede ehrliche Arbeit wird dort geachtet, wenn nur der Mann ehrlich und achtungswerth ist. Der Amerikaner ist unzweifelhaft ein Genie, das zu Allem anstellig ist und sich beinahe instinktmäßig in Allem zurechtfinden kann. Allein eben dieses Bewußtsein und die Ueberzeugung, daß er zu Allem tüchtig ist, wird oft zur Versuchung, es mit der Gründlichkeit und mit tiefem Studium nicht allzu genau zu nehmen, und die Ungeduld, so bald wie möglich Berge von Geld zu erwerben, läßt ihm nicht zu, sich Zeit zu nehmen und sich in einem Fache gründlich zu vervollkommnen; denn er denkt: „geräth mir Dieß nicht, so geräth mir Jenes.“ Es kostet ihm keine lange Ueberlegung und Kopfzerbrechen, um sich zu entschließen, einen Beruf aufzugeben und einen andern zu ergreifen, dem er sich gewachsen dünkt.

Mr. Ludlow — er hieß Benjamin, und ich dachte oft, sein Vater müsse ein ächter Jakob gewesen sein und seinem Lieblingssohne mit großem Fleiße seine weisesten

Lehren eingetrichtert haben — ich sage also, Mr. Ludlow war ein Neuengländer aus Massachusetts und hatte eine ziemlich nothdürftige Erziehung genossen, wenigstens in Bezug auf Kenntnisse. Er konnte von Allem etwas Weniges; nur Latein und Griechisch blieben ihm eben stets Latein und Griechisch; sie waren für ihn wirklich todte Sprachen. Er wußte nichts davon, während Einer, der in Amerika darauf Anspruch macht, die Jugend zu erziehen, doch wenigstens faba, die Bohne, dekliniren können sollte. Das beirrte ihn aber nicht im Mindesten. Er hatte es wie jener Fuchs ohne Schwanz. „Was braucht man einen Schwanz? Sind wir nicht schöner ohne Schwanz?" docirte der schlaue, seiner Zierde beraubte Reinecke. Ebenso sagte Ludlow: „Was „brauchen eigentlich Mädchen Lateinisch und Griechisch? „sind sie nicht eben so schön ohne Latein und Griechisch? „Was sollen sie sich damit abquälen?" Und damit hatte er freilich nach unserm europäischen Standpunkte vollkommen Recht und bewies einen ganz praktischen Sinn. Denn was gewinnt ein Mädchen, wenn es Cæsar de bello gallico oder Horaz übersetzen und Virgil und Homer skandiren kann? Geschweige denn in die geheime Chronique scandaleuse Ihrer heidnischen Majestäten Jupiter und Comp. eingeweiht zu werden! Statt Cæsar de bello gallico finden sie doch noch größeres Vergnügen an den Moden, welche die Gemahlin des gallischen Cäsars alljährlich inaugurirt; wenn sie nur auch hier und da einen gallus de Bresse selbst braten könnten! Was Horaz betrifft, den abgelebten Lebemann, so taugt er gar nicht als Lektüre für Mädchen; und statt Virgil und Homer zu skandiren, — ja, da sehen wir sie noch lieber

mit den Füßen auf einem schönen Parkettboden einen Strauß'schen oder Labitzky'schen Walzer skandiren.

Doch wir entfernen uns allzuweit von unserm Mr. Ludlow. Also auf unserm Standpunkte stand er, ohne es übrigens zu wissen. Allein den amerikanischen Standpunkt erreichte er nicht. Dieser verlangte noch vor zehn oder zwanzig Jahren — vielleicht noch jetzt — daß (wie in England) ein Lehrer der weiblichen Jugend vor- und eindocire, wie z. B. bei den Römern ein Hahn und ein Franzose präcis das Nämliche, und wie nach Homer die griechischen Schönheiten alle ochsenäugig gewesen seien. Dieß ist dem Umstand zuzuschreiben, daß man früher in den Schulen Englands, und also auch Amerikas, gar keine englische Grammatik lehrte, sondern nur lateinische. Verstand man diese, sagte man, so verstand man auch die englische Sprache richtig zu gebrauchen, indem die lateinische Grammatik als die Grundlage der englischen angesehen wurde. Erst in spätern Jahren fing man an, auch speziell der Grammatik der englischen Sprache Aufmerksamkeit zu schenken.

Mr. Ludlow war aber überzeugt, daß, da man doch eine englische Grammatik besitze, dieselbe nun für die englische Sprache genüge. „Latein und Griechisch," mochte er zu seiner Frau gesagt haben, „das kann ich nicht; „allein wenn man nur glaubt, daß ich es könne, das ist „die Hauptsache. Sonst kann ich auch nicht viel, aber „doch von Allem ein wenig, und wir müssen das We„nige, das wir können, doch auf's Beste anzuwenden und „den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen suchen. „Liebchen, was willst du noch mehr?!" Und so geschah es. Mit dem Wenigen, das sie wußten, — denn Mrs. Ludlow wußte noch weniger als ihr Mann — richteten sie

doch Vieles aus in der Gestalt von Dollars und Cents. Das mußte man ihnen aber lassen, sie waren gescheidte, kluge Leute, und wußten sich „zu kehren", wie man in Bern sagt.

Mrs. Ludlow — ach ja, à propos, Mrs. Ludlow ist das erste Beispiel, das mir von „diesem nun nicht „mehr ungewöhnlichen Wege, eine Lebensgefährtin zu „finden", vorgekommen ist. Sie sagte mir selbst mit liebenswürdig naïver Offenheit, daß sie ihren Mann nie gesehen, ehe sie sich mit ihm verlobt, und daß sie sich schriftlich verlobt hätten. Was nun die gegenseitigen Anforderungen waren, die sie an einander stellten — ob metallenes oder geistiges Kapital — das weiß ich nicht; genug, sie genügten sich, sie paßten gerade für einander, und auch hier erwahrte sich das Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern." Jedes mußte in den Briefen des Andern den ächten unerschrockenen Yankeegeist erkannt haben, der sich überall durch die Welt schlägt, und wenn er auch dazu genöthigt werden sollte, zur Fabrikation von hölzernen Muskatnüssen zu greifen oder — Latein zu heucheln. Also: sie genügten sich vollkommen und entsprachen ihren gegenseitigen Erwartungen; nur darum hatte Ludlow vielleicht bei seiner Ehenegociation nicht gefeilscht, daß seine Frau ihm statt vielen metallenen, harten Dollars einen ganz gelinden Pantoffel als „Weibergut" zubringen solle. Er mochte wohl vielleicht Anfangs ein wenig erstaunt sein; allein er that, wie viele andere Ehemänner thun — er nahm den Pantoffel stillschweigend in den Kauf und küßte ihn ehrerbietigst, denn er war nicht sowohl ein guter Baschi als vielmehr ein Schalk, obwohl er eigentlich recht gutmüthig und treuherzig sein konnte. Vielleicht mochte er wohl auch gedacht haben: „Füg' ich

mich dem weichen Pantoffel nicht, so schlägt sie am Ende wohl mit dem Stiefel d'rein," denn Mrs. Ludlow war ein unerschrockenes Weib. Uebrigens muß ich bekennen, daß sogar auch Mrs. Ludlow ganz liebenswürdig und freundlich war, wenn sie keinen Grund zu haben glaubte, daß es überflüssig sei. Was mich betrifft, so gestehe ich gerne, daß so lange ich mit den Beiden in Berührung war, ich in ihnen stets reelle und wahre Freunde fand, die mir in allen Lagen treu und uneigennützig zur Seite standen.

Ludlow war ein langer, schlanker Mann von sehr vortheilhaftem, ja imposantem Aussehen, hatte aber trotzdem, daß er kaum dreißig Jahre alt war, schon einen Kahlkopf und falsche Zähne. Der Yankee war auch in seinem Aeußern nicht zu verkennen, sei es in der beinahe nachlässigen Weise, wie die Kleider an ihm saßen, und wenn sie auch vom besten Schneider gemacht waren; sei es in der ungebundenen, freien Haltung, in seinem sorglosen und doch kräftigen und mannhaften Gange. Jedenfalls aber mußte man nach nur kurzem Umgange mit ihm bald im Klaren sein, weß Geistes Kind er war, denn er konnte sich nie verläugnen. Er war ein ganz ehrenhafter Yankee; freilich ein Yankee, allein doch ein Gentleman.

Den Mädchen wußte er gewaltig zu imponiren und stand bei ihnen im Geruche grenzenloser Gelehrsamkeit. Sie glaubten auch alle, er könne Latein weit besser als Cicero, während er doch, wie wir jetzt wissen, nicht viel mehr davon verstand, als Cäsar, der — schwarze Hausknecht. Wollte ein pater familias, daß seine Tochter auch die alten Sprachen erlerne, so sagte er, er habe schon so viele Pensa, daß ihm weder die Zeit, noch auch seine

Gesundheit erlaube, deren noch mehr zu übernehmen, und wies sie gewöhnlich an Mr. Black, den Vorsteher der Knabenschule, welcher ebenfalls Lehrer am „Sqareville young ladies' Seminary“ war. In solchen Töchterschulen sind zwar die alten Sprachen nicht obligatorisch; allein viele Eltern suchen darin ihren „guten Ton“ zu bekunden, daß sie ihre Mädchen allerwenigstens doch Latein lernen lassen. Allein Mr. Ludlow blieb in der Würdigung der alten Sprachen stets konsequent.

„Ich halte nicht dafür,“ pflegte er mit eigentlich philologischer Salbung zu sagen, „daß überhaupt die alten „Sprachen noch zu etwas nützen, ausgenommen dem „eigentlichen Alterthumsforscher. Die alten Classiker ent„halten freilich viel Schönes, allein auch Vieles, das be„sonders für junge Damen — was soll ich sagen — „langweilig wird, wenn man erst den Sinn mühsam „herausklauben muß, und Vieles, was sie gar nicht zu „wissen brauchen, wenn sie es nicht schon ohnedieß wissen. „Ueberdieß genügt nach meiner persönlichen Erfahrung und „Vergleichung — das kann ich Ihnen versichern — eine „gute Uebersetzung vollkommen, um sich mit dem Inhalte „derjenigen alten Classiker bekannt zu machen, welche ir„gendwie lesbar oder unterhaltend sind. Natürlich, wer „ein Philologe werden will (dabei nickte er selbstverständ„lich mit dem Kopfe) oder sonst eine unbezwingliche Lust „dazu hat, ja, à la bonne heure, die möchte ich nicht „abhalten; die werden sich mit Mr. Black oder Mr. N. N. „schon zurechtfinden.“

Wie konnte auch ein Mann, der die Alten so durch und durch kannte, anders als Latein aus dem Fundament verstehen?

In denjenigen Fächern, von denen er aber etwas

verstand, wußte er es stets so einzurichten, daß er sich keine Blößen gab. Im Rechnen freilich, da war er als Yankee ein Meister. Uebrigens waren die damaligen Lehrbücher auf eine so eigenthümliche Weise bearbeitet, daß beinahe Jedermann Unterricht ertheilen konnte. Der Stoff wurde in Fragen und Antworten eingetheilt und gewöhnlich, man muß es sagen, so klar und einfach behandelt, daß es dem Lehrer, der ein bischen Talent hatte, sehr leicht werden mußte, sich nicht nur selbst zurechtzufinden, sondern auch seinen Zöglingen in verständlicher Weise zu erklären.

Den größten Erfolg hatte aber Mr. Ludlow im Singen. Mit einer wirklich wundervollen Tenorstimme begabt, war er im Stande, seine Schülerinnen beim Unterricht in lebendiger Weise anzuregen. Auch war er Direktor des Kirchenchores der presbyterianischen Kirche zu Squareville und hatte als solcher nicht geringen Einfluß, indem er sowohl von Natur eine vortreffliche und gewandte Unterhaltungsgabe, als auch — er müßte ja kein Yankee gewesen sein — vielen Takt besaß. Denn die Herren Söhne und Fräulein Töchter der Honoratioren (es gibt sogar in Amerika Honoratioren) der presbyterianischen Kirche verschmähten es nicht, sich am Kirchenchor zu betheiligen, sondern suchten eine Ehre darin, und eine willkommene Gelegenheit, ihr gesellschaftliches Talent zu üben und sich gelegentlich zu begegnen, obschon auch ohne so etwas man in Amerika hinreichende Gelegenheiten zu gesellschaftlicher Vereinigung findet. Die Singübungen in der Kirche fingen daher gemeiniglich mit einleitenden Begrüßungen, Erkundigungen, Mittheilen kleiner Intriguen und all' dem Zeuge an, das oft stattfindet, wenn Herren und Damen zusammentreffen. Und Mr. Ludlow spielte

dabei nichts weniger als eine untergeordnete Rolle, denn zweitens war er Vorsteher des Squareville Young ladies' Seminary, und stand im Rufe großer Kenntnisse, und erstens war er überhaupt ein Mann von Geist und geistiger Ueberlegenheit, was in Amerika beinahe überall Anerkennung findet.

Was seine Erfolge in der Schule betrifft, so erschienen sie vom Standpunkte der öffentlich abgehaltenen Examen, zu welchen Jedermann eingeladen wurde, der sich dafür interessirte, stets in günstigem Lichte; denn die Antworten folgten den Fragen gewöhnlich so blitzschnell und mit solcher gewichtiger Bestimmtheit, daß man annehmen konnte, die jungen Damen seien wahre Ungeheuer von Gelehrsamkeit. Man wußte freilich nicht, wie sie in der Woche vor dem Examen noch täglich Proben abhalten mußten und wie auf der Bühne jedes seine Rolle zugetheilt erhielt. Sie erzielten wirklich wahre „Bühneneffekte", allein ob ihre Kenntnisse irgendwie reeller oder dauerhafter waren als das Königreich eines Bühnenkönigs — das möchte ich nicht näher erörtern.

Das muß ich aber anerkennen, Mr. Ludlow wurde von allen seinen Schülerinnen herzlich geliebt und verehrt. Denn war er nicht sehr gründlich in seinen Kenntnissen (was wußten sie auch davon!), so war er doch gegen Alle freundlich und nichts weniger als pedantisch, obschon er sich einen gewissen Anstrich heilsamer Strenge zu geben wußte.

Mrs. Ludlow hatte, wie ihr Gemahl, die glückliche Gabe, die wenigen Kenntnisse, die sie besaß, mit Effekt leuchten zu lassen. Lief auch bisweilen eine Dummheit unter, und sah sie sich in Gefahr, sich von einer listigen Schülerin widersprechen und korrigiren zu lassen,

so beirrte sie das nicht im Mindesten; sie wußte einer solchen Schülerin Recht zu geben und zugleich selbst Recht zu behalten. Dazu hatte sie, wenn es nöthig war, eine so geläufige Zunge, daß sie Einem die Ueberzeugung beibringen konnte, man sei taub, habe nicht recht gehört oder nicht recht verstanden, oder sie habe etwas ganz Anderes gesagt, als sie wirklich gesagt hatte. Singen konnte sie ein wenig; allein sie hatte bei Weitem nicht die schöne Stimme wie ihr Gatte. Spielen — ach ja, sie nannte das spielen! Sie spielte auf dem Klavier, als ob ihre Ellbogen mit einem Riemen am Leibe festgeschnallt gewesen wären. Doch fühlte sie, daß sie in diesem Fache weder etwas leisten noch auch scheinen könne, und gab es wohlweislich auf.

Bei den Mädchen war sie nicht so beliebt wie Mr. Ludlow, und sie stand im Rufe, hier und da etwas „böse" zu werden. Ja, einige unehrerbietige Mädchen nannten sie sogar eine Hexe. Und nicht ganz mit Unrecht. Was aber das Betragen der Mädchen betraf, so fand sie, es sei überflüssig, in dieser Beziehung sich allzu große Mühe zu geben, die Mädchen seien ja alle wild und unbändig, das sei so ihre Natur. Wenn Eines nicht gerade über das Bohnenlied hinausgehe, so müsse man nicht immer tadeln, mit Worten dreinschlagen und den armen Kindern die Jugend verbittern. Das nannte sie „christliche Liebe", und was ihr wichtiger war, „guten Ton". Freilich, wenn eins der Mädchen sich gegen sie selbst verfehlte und vielleicht unehrerbietig und unartig gegen sie war, ja, da war der „Gugger" los, oder wie der etwas boshafte Black hinter ihrem Rücken sich elegant ausdrückte, da war „der Teufel zu bezahlen". Es erfordert bekanntlich viel, bis dieser Gentleman befriedigt ist.

Man muß zwar sagen, wenn sie „böse“ war, so konnte man es ihr äußerlich kaum ansehen. Sie blieb ruhig und kaltblütig dabei, daß es zum Erstaunen war. Allein auf eine feine und unbeantwortbare Weise konnte sie den Mädchen „Sachen sagen“! „Ach!“ sagten diese; „es ist „entsetzlich, wie ruhig und gleichgültig sie dabei ist; es „ist abscheulich! ich könnte es besser ertragen, wenn Mrs. „Ludlow recht weidlich schimpfte und zornig würde; man „hätte doch noch Satisfaktion dabei. Aber so!!“ Und doch hatte dann Mrs. Ludlow handkehrum wieder so eine Weise, die unwiderstehlich war und bongré malgré zur Freundlichkeit zwang. Ja, sie hatte eine große Gewalt über die Mädchen; allein dieselben liebten sie nicht. Beinahe alle Abende hatte sie Besuch; dann mußten stets einige der Mädchen erscheinen, um als Aushängeschilder zu dienen und gegen die besuchenden Damen die Artigen zu spielen.

Mrs. Ludlow verschmähte es nicht, sich mit der Haushaltung abzugeben. Sie hatte aber nicht immer Glück damit, denn die Ratten hausten entsetzlich im Keller und in der Proviantkammer. Schaute man an einem Morgen vorsichtig zum Fenster hinaus, so sah man sie zu Dutzenden aus den Löchern hervorkommen, die sie sich dicht an der Backsteinmauer in den Boden gegraben hatten. Da spielten sie so unbekümmert und vergnügt, daß man hätte glauben sollen, sie würden als Hausthiere gehalten. Im Keller liefen sie ebenfalls haufenweise herum, und es gelang selten, eine zu fangen; sie waren trotz ihrer Frechheit zu schlau. Wir mochten wohl hier und da, wenn wir eine Ratte in ein Loch in der Kellermauer hineinschlüpfen sahen, schnell dasselbe mit eigens dazu bereit gehaltenen hölzernen Zapfen zukeilen. Allein konnte auch die Ratte

nicht wieder auf dem nämlichen Wege in den Keller, so führte doch das Loch sicherlich zum Hause hinaus, und sie kam auf einem andern Wege wieder hinein.

Mrs. Ludlow hatte einmal zwei prachtvolle Truthähne, die sie in einem Fasse mästete. Gerade neben demselben hatte sie eines Abends einige mit Arsenik vergiftete Stücke Fleisch gelegt; am andern Morgen waren die Truthähne vollständig aufgefressen und nur Knochen und Federn im Fasse übrig geblieben. Die vergifteten Stücke Fleisch waren aber unberührt. Wir schossen mit Schrot auf die Ratten zum Fenster hinaus und erlegten viele. Wir schossen in den Zwischenstunden (mit entsetzlichem Knalleffekt) im Keller, so daß wir die Mädchen, die nur durch einen dünnen, hölzernen Boden von demselben getrennt waren, im Schrecken alle mit einander aufschreien und aufhüpfen hörten. Alles half nichts. Ratten mußten sein.

Eine andere Landplage trübte Mrs. Ludlow's Frieden, worüber oft die Mädchen heimlich ihre Galgenfreude hatten. Sie war Blumenliebhaberin und gab manchen Dollar für Blumenzwiebeln aus. Allein des Nachbars Schweine brachen durch den schlechten Gartenzaun und fanden Geschmack an den Tulpen und Hyazinthen-Zwiebeln. Manche aufregende Jagd hatten wir, um die alte rothe Sau mit ihren Ferkeln zu verjagen, welche dann, in die Enge getrieben, mit krampfhaft aufgerollten Schwänzchen über einen tiefen Abhang, der den Garten von der hintern Seite begrenzte, in die Straße hinunter purzelten, worüber die in Schaaren anwesenden und zuschauenden Mädchen je nach dem Grade des Zartgefühls, das sie besaßen, entweder lachten oder lamentirten und von Mitleid tief bewegt wurden. Aber Alles nützte nichts und

nach mancher Berathung, die wir — Ludlow, Black und meine Wenigkeit — darüber pflogen, beschlossen wir, Schießgewehr gegen den grunzenden Feind in's Feld zu führen, einstweilen aber nur mit grobem Salz zu feuern. In nächster Nähe eröffneten wir nun, sobald sich die Schweinefamilie sehen ließ, einen wahren Kartätschenhagel von Salz auf die Schmarotzer, in der Hoffnung, ihnen die Lust des Wiederkommens zu „versalzen". Die ganze Wirkung bestand aber nur darin, daß sie etwas lauter grunzten als gewöhnlich (worüber die Mädchen wieder theils lachten, theils schrieen und sogar bitterlich weinten) und ja freilich pro tempore davonliefen. Aber sie kamen bald wieder und trugen ihre gesalzenen Schinken zu Markte. Vergebens suchte Ludlow den alten, defekten Gartenzaun zu flicken; die Säulein kamen immer wieder. Endlich beschlossen wir in unserer Verzweiflung, die Flinten mit Schrot zu laden, warfen das Loos wie die zweihundert Römer bei der Belagerung Roms durch Porsenna, und schwuren, einander in jeder daraus entstehenden Schwierigkeit beizustehen. Mich bezeichnete das Schicksal dazu, in Mucius Scävola's Fußstapfen zu treten und das Vaterland, d. h. den Garten, von dem Feinde zu befreien. Die schwarze Magd mußte Spionsdienste verrichten. Eines Tages berichtete sie, der Feind sei im Anzuge. Ich ergriff die Flinte und schickte mich an, zu schießen. Allein in diesem Augenblicke ergriff mich eine gewisse Feigheit, und ich bedachte, es könnte doch Unheil aus dem Blute einer hingeopferten Sau entstehen; der Zweck könne eben so gut erfüllt werden, wenn Ludlow oder Black, an welche nach mir die Reihe kam, das Urtheil vollzogen. Ich beschloß, die Verantwortlichkeit auf sie zu wälzen und schoß meine Flinte in ein vor mir liegendes, vom Feinde

durchgewühltes Gartenbeet. Bei'm nächsten Erscheinen der Ferkelmutter und ihrer interessanten Familie kam die Reihe an Ludlow. Er schoß aber fehl. Auch Black verfehlte sein Ziel. Ich konnte mich aber immer nicht dazu entschließen, die That zu vollbringen, als nun die Reihe wieder an mich kam, sondern schoß wieder fehl. Ludlow und Black spotteten über meine Schützenkunst. Allein sie fehlten auch das zweite Mal. Mir schien nun, daß sie vom nämlichen schlauen Gedanken beseelt sein möchten, welcher mich geleitet hatte. Ich war aber der Spielerei müde, und als die Reihe wieder an mich kam, zielte ich ehrlich; die Sau verstand mich nun sogleich und rollte ohne einen Laut auf die Seite. Nun erhob sich ein gellendes Geschrei der herbeieilenden Mädchen; einige schrieen Triumph und andere Zeter. Ludlow und Black riefen mir mit schlauem Lächeln ein gleißnerisches Bravo zu, kratzten sich aber dennoch verlegen in den Haaren, als wir Alle das todte Thier umstanden. Etwas mußte gethan werden, das war klar. Hier war ein fait accompli, das uns aber trotzdem, daß es das Resultat eines sicher und mit reiflicher Ueberlegung angelegten Planes war, dennoch überraschte und auf einen Augenblick in die fatalste Verlegenheit brachte. Endlich entschlossen wir uns kurz, griffen herzhaft an Ohren, Füßen und Schwanz an, schleppten unser Wild in den entferntesten Theil des Gartens, rollten dasselbe später nach eingebrochener Dunkelheit über den steilen Abhang in die Straße hinunter und machten uns auf das Weitere gefaßt. Zwei Tage lang blieb Alles still. Wir dachten schon, die Sache würde auf sich beruhen bleiben, als am dritten Tage ein Billet für mich abgegeben wurde. Es war eine Rechnung für das erlegte Schwein, die sich auf acht

Dollars belief. Nach geschehener Berathung boten wir dem Eigenthümer, einem jungen Advokaten, zwei Dollars als hinreichende Entschädigung an, indem das erlegte Schwein sehr mager und kaum in eßbaren Umständen gewesen sei. Nicht angenommen. Drei Schiedsrichter wurden erwählt; zuerst einer von jeder Partei, und diese zwei wählten den Dritten. Wieder kein befriedigendes Resultat. Dann kam es zum eigentlichen Prozesse. Der Eigenthümer wollte nun seine glänzenden Advokatentalente zeigen; es war nämlich sein erster Prozeß. Vor versammeltem Gericht behauptete er, die Sau habe alljährlich wenigstens ein halbes Dutzend lebendige Ferkel zur Welt gebracht und sei also ein werthvolles Thier. Wir gaben die lebendigen Ferkel zu, bewiesen aber durch Zeugen, daß die zärtliche Mutter in den meisten Fällen ihre Ferkel selbst aufgespeist habe und also ganz werthlos sei. Der junge Advokat behauptete nun, es sei an Mr. Ludlow gewesen, den Gartenzaun zu unterhalten. Wir bewiesen ihm aber, daß es seine Pflicht gewesen wäre, dieß zu thun. Der Streit wogte hin und her. Endlich griff der junge Advokat die Sache von der politischen Seite an und demonstrirte in einer schwülstigen Know-Nothing-Rede, wie es hohe Zeit sei, die Macht und den Einfluß der Einwanderer zu hemmen, indem sie sonst das politische Uebergewicht erhielten. Im vorliegenden Falle hätte sich ein Fremder (bei diesen Worten wies er mit drohenden Blicken gegen mich) mit zwei — er schäme sich blutig für seine Landsleute, es zu sagen — mit zwei eingebornen Amerikanern, — Schande und Schmach über sie! — (hier ballte er die Fäuste gegen Ludlow und Black) gegen das Eigenthum eines friedlichen Bürgers verschworen. Ja, man sei nicht einmal mehr seines Lebens sicher

vor ihnen! (Allgemeine Heiterkeit.) Er könne nicht begreifen, wie diese Fremden hier so gut prosperiren und einige von ihnen so beliebt seien. (Beifall.) Das sei nicht recht. Und so weiter.

Wir entgegneten einfach mit einer Stelle eines auf den vorliegenden Fall passenden Gesetzes, worin es ungefähr heißt: „Der Eigenthümer oder Nutznießer eines „Stückes Land, oder irgend ein Mitglied seiner Fa„milie, haben das Recht, solche Thiere, welche besagtes „Land erwiesenermaßen beschädigt haben, nach vorherge„gangener fruchtloser Mahnung des Besitzers derselben, „zu tödten."

Augenscheinlich hatten wir das Publikum, das sich zahlreich eingefunden hatte, und unter welchem sich mehrere der angesehensten Bürger von Squareville befanden -- ein Mitglied der legislativen Behörde von Ohio, ein Advokat, hatte uns seine Dienste freiwillig und unentgeltlich angeboten — ganz auf unserer Seite. Desto mehr setzte uns der Urtheilsspruch in Erstaunen, der uns zum Schadenersatze nach dem ersten Anschlage des Klägers und zu den Kosten verurtheilte. Man hißte den jungen Advokaten, der wegen schmutziger Habgier beinahe im ganzen Städtchen verhaßt war, die Schuljungen höhnten ihn auf der Straße und hängten ihm den Spitznamen des „Schweine-Advokaten" an, den er nie mehr los wurde, so weit ich erfahren konnte. Wir aber bezahlten das Schwein und die Kosten — und Mrs. Ludlow's Tulpen und Hyacinthen blieben fortan unangefochten.

Mrs. Ludlow ging nicht selbst auf den Markt, noch schickte sie die schwarze Köchin. Sie schickte — ihren Mann. Anfangs war ich darüber ganz skandalisirt und schrieb es der Macht des Pantoffels zu. Allein ich erfuhr bald, was ich in Macville nicht gewußt hatte, da

Mrs. Pledge ihren eigenen Gemüsegarten hatte und der Fleischer das Fleisch auf einem Wagen zum Hause brachte. In Circleville war aber ein eigentlicher Markt, wo man selbst hingehen mußte, um die Einkäufe zu machen. Man belehrte mich, daß beinahe in allen Städten die Ehemänner galant genug seien, mit dem Korbe am Arm früh Morgens auf den Markt zu gehen. Froh über einen Anlaß, früh aufzustehen und „Volkssitten zu studiren" (ich traute zwar dem Ding nur halb), machte ich mich eines Morgens um 5 Uhr auf den Weg nach dem Markt. Und siehe da meinen Ludlow; da spazierte er richtig mit einem vollen Korbe — laß sehen, er enthielt Rindfleischmocken (wenigstens acht oder zehn Pfund), Tomatoes, Kohl, Eier, Eierpflanzen, süße Kartoffeln oder Bataten u. s. w. Freilich, so weit richtig. Ludlow war aber ein solcher Schalk, daß ich argwöhnte, er habe nur zum Spaß für heute den Korb heimgetragen, um mir — einen Bären aufzubinden. Nein, ich mußte ihn selbst kaufen und feilschen sehen. Am nächsten Morgen aber war ich überzeugt, denn ich sah Ludlow inmitten einer Menge anderer Ehemänner von „Gesinnung" mit Kennermiene, mit kaltem, hochfahrendem, verächtlichem Blicke und mit solcher Unverschämtheit feilschen, als ob er ein Viktualienhändler gewesen wäre. Ich hatte die größte Mühe, das Lachen niederzukämpfen, wußte ich doch, daß wir Alle uns bei dem „elenden, miserablen und unreifen Zeuge, das man „nicht mit einem drei Ellen langen Stocke anrühren „mochte und noch mit gutem, theuerm Gelde bezahlte," doch köstlich befanden und alle Tage herrlich und in Freuden lebten, ohne je auch nur von ferne einen Choleraanfall ausgestanden zu haben. Auf dem Heimwege meinte aber Ludlow: „Das ist das beste Rindfleisch und das „herrlichste Gemüse, das ich je gekauft habe," und die

vornehmen Mienen, die er den Käufern gegenüber angenommen hatte, verwandelten sich in ein herzliches Lachen, als ich ihm mein Erstaunen über sein unverschämtes Feilschen kund gab. „Ha!“ meinte er, „ha, mein Freund, „ich bin ein Yankee, und in diesem Lande heißt es: Nil „admirari! das ist ein Talisman, ein Sesam thue dich „auf.“

Unter den andern Herren, die ich als Einkäufer traf, fanden sich viele Bekannte, und Männer aus den „besten Familien“ des Ortes schämten sich nicht, selbst einzukaufen. Alle aber waren der frühen Morgenstunde wegen noch nicht sehr sorgfältig angezogen. Da sah man noch ungeputzte Stiefeln, unrasirte Gesichter, schmutzige Hemden und schlechte Hauskleider. Doch hier und da sah man auch sauber rasirte Herren in schwarzer Kleidung, die sich überhaupt in jedem Salon hätten zeigen dürfen, mit dem Korb am Arme einhergehen. „Postheiri“ hätte vollauf Arbeit, wenn einmal an einem Dienstag in Bern der Markt von lauter Ehemännern gemacht würde.

Die Mädchen des Institutes waren wahrscheinlich ursprünglich wie sie wohl überall sind. Allein unter den eigenthümlichen Verhältnissen und der warmen Sonne amerikanischer Freiheit trug ihre naive Natürlichkeit die schönsten, vollkommensten, wucherndsten Blüthen. Ich war Anfangs von dem Anlaufe, den die sorglosen Dinger in ihrer grenzenlosen Unbefangenheit auf meine damals noch nicht enteuropäisirten Begriffe von dem anständigen, zimpfern Leben, das in einem Mädcheninstitute herrschen sollte, etwas „übernommen“; indessen akklimatisirte ich mich bald so weit, daß ich ihren Unbefangenheiten mit Unbefangenheit entgegentreten konnte, ohne mich als allzukrassen Phi-

lister oder eingefleischten „Dutchman", was ihnen so ziemlich gleich galt, bloßzustellen.

Ich war damals noch ein ganz junger Mann und trug, wie es dort gebräuchlich war, einen oder zwei Ringe an den Fingern. Wenn nun so ein schlaues Ding mit der unschuldigsten Miene von der Welt sich an mich machte, auf einmal in Entzücken gerieth und meine „wunderschönen Ringe" zu sehen wünschte, da wäre es ja sehr unliebenswürdig gewesen, nicht zu willfahren. Die Frage, ob sich denn nicht eine interessante Geschichte an den Ring knüpfe, kam schon einer Eröffnung der Laufgräben gleich, ließ sich aber allenfalls noch leicht abfertigen. Indessen konnte ich mir ohne Schwierigkeit denken, was für sentimentale Geschichtchen die fünfzehn- bis siebenzehnjährigen Dämchen zu hören erwarteten. Es war aber unmöglich, stets den stürmischen Fragen meiner schelmischen Bedrängerinnen auszuweichen, und ich suchte mich dann so gut ich konnte aus der Sache zu ziehen.

„Dieser Ring zum Beispiel" — sagte ich einst bei einem ähnlichen Anlasse — „erweckt in mir stets traurige Erinnerungen, und ich trage ihn zugleich als Andenken und zur Belehrung."

Das hieß aber nur Oel in's Feuer gießen, denn alsbald erhob sich ein wahrer Sturm von Bitten.

„O bitte, bitte, erzählen Sie doch, wie war das?" girrten, schmeichelten und riefen die Mädchen mit der gespanntesten Erwartung.

„Ja, sehen Sie, das ging so zu: Als ich vor zwei Jahren in New-York war — — —"

„Ach, es war also in New-York?" riefen sie Alle.

„Ja, in New-York. — Als ich also in New-York war — — —"

„Aber erzählen Sie doch weiter!“ drängten die Mädchen.

„Auf diese Weise komme ich wirklich nicht vom Flecke, wenn ich immer gestört werde,“ ermahnte ich.

„Aber was geschah denn, als Sie in New-York waren?“ riefen meine Zuhörerinnen, deren Ungeduld auf einen qualvollen Höhepunkt geschraubt war; „wir können es ja nicht mehr aushalten!“

„Ja, dann müssen Sie fein stille sein und mich erzählen lassen.“

„Wir wollen kein Wort mehr sagen!“ versprachen Alle auf's Heiligste, indem sie zur Bestätigung mit ihren Fäustchen in die Händchen klopften.

„Gut. Ich fange also noch einmal an. Als ich vor zwei Jahren in New-York war — — —“

„Was gibt's, was gibt's?“ rief ein Mädchen, das soeben heranstürmte. „Darf ich auch zuhören?“

„Geh weg!“ schrieen Einige ungeduldig.

„St, st, st, st!“ ermahnten Einige.

„Halte dich mäuschenstille!“ baten Andere; Mr. N. N. will uns die Geschichte seines Ringes erzählen, das heißt desjenigen, welchen er am — — am Hochzeitsfinger — nein, am kleinen Finger trägt.“

„Nun; wenn ihr mich nicht erzählen laßt, so höre ich auf; es ist ohnehin schon in zehn Minuten zwei Uhr, dann geht die Schule an,“ sagte ich, indem ich auf meine Uhr schaute.

„Stille, stille!“ erscholl es aus einem Dutzend Sopran- und Altkehlen.

„Also, wenn mich noch Jemand unterbricht, so läute ich sogleich die große Schulglocke,“ drohte ich mit dem Zeigefinger.

Alles war mäuschenstille; Aller Augen hiengen erwartungsvoll an meinen Lippen.

„Als ich vor zwei Jahren in New-York wohnte, da hatte ich einmal nichts zu thun und beschloß, mir die Stadt, in welcher ich noch ziemlich fremd war, ein wenig zu besehen. Unter Andern zog auch ein schönes Goldschmiedmagazin meine Aufmerksamkeit auf sich. Bei der Betrachtung einiger zur Schau gestellten Ringe fiel mir ein, daß es dort bei den Herren Mode sei, Ringe zu tragen; ich beschloß, mir einen ganz einfachen zu kaufen und trat ein. Da saß eine junge Dame von blendender Schönheit — sie mochte kaum siebzehn Jahre zählen — und fragte mich, indem sie von ihrem Sitze aufstand, mit dem freundlichsten Lächeln, ob ich etwas kaufen wolle. Ich bejahte und bat sie, mir ganz einfache Ringe zu zeigen. Während sie ein elegantes Kästchen holte, es vor mich hinlegte und öffnete, hatte ich Muße, sie aufmerksam zu betrachten. Ich war von dem lieblichen, unschuldvollen Gesichtchen so eingenommen, daß ich bei mir dachte, in ihrem Herzen könne weder Trug noch Arglist wohnen; sie mußte ein offenes, treues Herz besitzen."

Da ich hier unter den Mädchen einige stille Seufzer und Ausrufungen hörte, wie z. B. „oh, wie schön!" — „jetzt kömmt es!" so erhob ich drohend meinen Zeigfinger, schaute ernst auf meine Uhr — und Alles war still wie ein Grab. Ich fuhr fort:

„Endlich wählte ich diesen kleinen, einfachen Ring und fragte, ob es denn ächtes Gold sei? Sie versicherte mich, es sei ächtes, 18karätiges Gold, und sie garantire dafür; übrigens würde er nicht drei Dollars kosten, wenn er nicht ächt wäre. Ich fand zwar den Preis etwas hoch, bezahlte ihn aber und entfernte mich. Wie groß war aber mein

Erstaunen und meine Entrüstung, als mir ein Freund versicherte, der Ring sei zwar eine sehr gute Nachahmung von Gold, aber keineswegs ächt. Ich eilte sofort in das Magazin und verlangte kategorisch mein Geld zurück, der Ring sei nicht ächt. Sie behauptete, sie habe mir denselben nicht verkauft, sie habe mich nie gesehen. — Traurig ging ich weg. Das ist die Geschichte meines Ringes.

Alle Gesichter wurden lang. Alle waren verblüfft. Man erholte sich aber sogleich, und eines der Mädchen fragte:

„Aber hat denn nicht noch eine Aufklärung oder Versöhnung stattgefunden?"

„Was Aufklärung, Versöhnung? Welch' tolles Zeug schwatzen Sie!" rief ich aus. „Ich hatte ja Aufklärung genug, denn ich sah nun, daß die junge Dame eine Betrügerin war; von Versöhnung konnte da keine Rede sein. Uebrigens wird die Glocke sogleich schellen."

„Ei ei," schrieen Einige, „die schöne junge Dame konnte Sie doch nicht betrogen haben, es mußte da ein Mißverständniß walten, und daraus noch eine interessante Entwicklung folgen."

„Nichts da! Ich habe Ihnen die ganze Geschichte erzählt; sie ist fertig, ganz fertig, bis zu Ende fertig."

„Aber — Sie sagten ja, Sie trügen den Ring als Andenken. An wen? An was?" fragte eine der Aeltesten begierig, und ihr Mund blieb erwartungsvoll offen.

„Nun, als Andenken, daß ich — geprellt worden bin."

„Ein schönes Andenken!" meinte die vorige Sprecherin. „Und zur Belehrung, sagten Sie. Was haben Sie denn dabei gelernt?" fragte sie spöttisch.

„Ja, ja, zur Belehrung und Warnung, daß man oft

gerade den hübschesten, kokettesten Schmeichelkätzchen nicht im Geringsten trauen darf," antwortete ich lächelnd.

„Ei, wie abscheulich! Ei, wie abscheulich!" schrieen Alle durcheinander. „Und das erzählen Sie uns als eine Geschichte, nachdem wir so große Erwartungen davon hatten! Abscheulich! Und dann beleidigen Sie uns noch!"

„Nun, was kann ich dafür, daß die Geschichte nicht interessanter ist? Was kann ich für Ihre Erwartungen?" bemerkte ich. „Allein es ist hohe Zeit," fuhr ich fort, indem ich auf meine Uhr schaute; „es ist schon zwei Minuten nach Zwei, und noch Niemand hat die Glocke geläutet. Zur Schule, zur Schule!" Und ich eilte, die Glocke zu läuten, froh, den Quälgeistern zu entrinnen.

Nach der Schule gedachte ich schnell in mein Zimmer zu flüchten, denn ich ahnte, daß die quälende Neugier den unruhigen Wildkatzen keine Ruhe lassen würde. Allein ich kam nicht so wohlfeilen Kaufes davon. Unglücklicher Weise hatte ich vergessen, den Schlüssel zu der Thüre, welche direkt aus dem Musikzimmer in mein Privatzimmer führte, in die Tasche zu stecken. Er stack noch im Schlosse gegen mein Zimmer. Ich war nämlich der Sicherheit wegen genöthigt, die Thüre fest zu verschließen, da die naseweisen Dinger zu allen Zeiten, wo ich mich nicht in meinem Zimmer befand, in dasselbe hineindrangen, mein Schreibpult mit Confekt oder Früchten vollpfropften oder allerlei verliebten Schabernack trieben.

Ich war also genöthigt, durch den Garten und um das Haus herum zu gehen, um in mein Zimmer zu kommen. Ich ergab mich schon von vorne herein in das Schicksal, das meiner wartete. Im Garten wurde ich von den noch immer etwas erbosten Zuhörerinnen jener Ge-

schichte angefallen und aufgefordert, die Geschichte des Ringes an meinem „Hochzeitsfinger“ ebenfalls zu erzählen.

„So, ich soll Ihnen Geschichten erzählen und mir dazu noch Vorwürfe machen lassen, wenn sie nicht nach euerm Geschmacke sind?“ sagte ich.

„Wir geben Ihnen unser Wort, damit zufrieden zu sein und Ihnen kein Mißfallen zu erkennen zu geben. Bitte, erzählen Sie nun, bitte!“

„Wird nichts daraus!“

„Oh, sagen Sie mir nur etwas!“ bat eines der Mädchen.

„Nun, was denn?“

„Ist der Ring an Ihrem Hochzeitsfinger ebenfalls nicht von ächtem Golde?“

„Doch, da seien Sie beruhigt; der ist ganz von Gold, vom besten Golde.“

„Haben Sie ihn von einer Dame?“

„Ja freilich, Sie neugieriges Gänschen!“

„Stehen Sie mit ihr in Korrespondenz?“

„Ich erwarte täglich einen Brief von ihr!“

„Oh, herrlich, prächtig! Erzählen Sie, bitte! Das wird romantisch. Nicht wahr, Sie erzählen?“ ertönte es nun von allen Seiten.

„Und wenn euch die Geschichte nicht gefällt, so werdet ihr wieder schmollen, nicht wahr?“

„Oh, sie muß uns gefallen; sie muß ja sehr interessant werden nach dem, was wir bereits davon wissen. Wir wollen gewiß zufrieden sein.“

„Gut, so will ich sie erzählen. Wenn Sie aber wieder unzufrieden sind, so erzähl' ich Ihnen mein Lebtag keine Geschichte mehr.“

„Ja, ja; wir wollen schon zufrieden sein."

„Nun, so hört denn. In dem Städtchen, wo ich zuletzt war, hatte ich unter Andern eine sehr interessante Schülerin. Sie war talentvoll, fleißig und liebenswürdig. . . . ."

„Oh, das wird schön!" rief eines der Mädchen, indem es bedeutungsvoll den Andern zunickte.

„War sie hübsch?" fragte eine Andere.

„Stille, unterbrechen Sie mich nicht!" rief ich. „Alle jungen Damen sind hübsch, wenn sie liebenswürdig sind."

„Sind wir nicht auch liebenswürdig?" erschallte es von allen Seiten her.

„Das will ich Ihnen erst sagen, wenn Sie recht fein artig und stille zugehört haben, ohne Mucks zu machen. Also . . . die junge Dame war fleißig und liebenswürdig," fuhr ich fort, „und da sie reißende Fortschritte machte, so waren ihre Eltern gütig genug zu glauben, ich hätte mir doppelte Mühe gegeben, während ich doch nur meine Pflicht gethan hatte, die mir von meiner Schülerin sehr leicht gemacht worden war. Als ich nun jenes Städtchen verließ und von der jungen Dame und ihren Eltern Abschied nahm . . . . ."

„Jetzt . . . . jetzt kömmt es!" schrie Eine.

„Stille, stille!" riefen die Andern.

„Als ich nun Abschied nahm" — fuhr ich fort — „sprachen die Eltern der jungen Dame ihren Dank für meine Bemühungen aus, und die Mutter gab mir diesen Ring zum Andenken und zur Versicherung ihrer Freundschaft und Hochachtung. . . . ."

„Ach! o je!" hörte ich einige Stimmen ausrufen, ließ mich aber dadurch nicht beirren, sondern fuhr fort:

„Vor einer Woche nun schrieb mir die Dame, ich

möchte ihr für ihre Tochter einige Musikalien schicken, da sie in ihrem Städtchen keine erhalten könne. Ich sandte ihr eine Auswahl der passendsten Stücke und legte die Rechnung bei. Nun erwarte ich täglich von der alten Dame einen Brief nebst Geld zur Bezahlung der Rechnung."

„Ach! ei . . . aber . . . das ist doch zum . . . !"

„Was?" rief ich; „haben Sie mir nicht Alle versprochen, zufrieden zu sein und keine unzufriedenen Bemerkungen . . . . ."

„Es ist aber doch abscheulich, uns so zu narren!" schrieen Einige.

„Warum sind Sie so neugierig? Sie sind selbst Schuld. Ich muß jetzt gehen . . . . . habe Geschäfte; Adieu!" Und damit machte ich mich aus dem Staube, indem ich die Mädchen verblüfft und mit langen Gesichtern zurückließ.

Am nächsten Morgen, als ich zufälliger Weise eine unbeschäftigte Stunde hatte und im Musikzimmer eine Cigarre rauchte, kam eines der Mädchen herein und sagte ganz naiv:

„Nicht wahr, Sie erzählen mir die Geschichte von dem ächten Ringe? ich begreife wohl, warum Sie dieselbe nicht Allen preisgeben wollten. Ich werde sie gewiß keinem Menschen wiedererzählen, nicht einmal meiner besten Freundin. Bitte, erzählen Sie mir dieselbe, — nur mir, nicht wahr?" Dabei schaute sie so schelmisch und lieblich drein, daß ich in der That nicht weiß, was ich gethan haben würde, wenn ich wirklich eine andere Geschichte von dem Ringe zu erzählen gehabt hätte. Ich sagte daher:

„Ich habe keine andere Geschichte; was ich erzählt habe, ist buchstäblich wahr."

„Aber hat Ihnen denn die junge Dame den Ring nicht selbst gegeben?“ drängte sie.

„Durchaus nicht; es war ihre Mutter,“ war meine bestimmte Antwort.

„Oh, gewiß, Sie sind verlobt mit ihr, gestehen Sie es nur!“

„Ha, ha! Sie träumen, Sie sind sentimental; Sie haben Phantasie! Jetzt aber ist's doch genug davon.“ Und ich lachte.

„Aber ist es denn wahr, gerade wie Sie erzählt haben, und nichts mehr?“ fragte sie zweifelnd.

„Gewiß, gewiß, ich habe nichts mehr beizufügen,“ sagte ich beinahe ungeduldig.

„Also sind Sie nicht verlobt?“

„Nein — wenn Sie diese Erklärung befriedigt, Sie neugieriger Schelm!“

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Ja — wenn ich kann.“

„O geben Sie mir den Ring, den ächten. Geben Sie ihn mir, wenn Sie noch nicht verlobt sind.“

„Unmöglich; geht nicht. Da könnte ich Allen Ringe geben.“

„Die Andern brauchen ja nichts zu wissen; geben Sie ihn mir; nur auf einige Tage!“

„Narrheiten! Was denken Sie! Sind Sie toll?“

„Oh, bitte!“ Und sie ergriff meine Hand.

„Wenn Sie jetzt Ihren Unsinn nicht lassen, so werde ich ernstlich böse; Sie werden unausstehlich!“

„Ziehen Sie ihn doch nur auf einige Augenblicke vom Finger,“ meinte sie schlau. „Ich möchte ihn nur ein wenig in der Hand halten.“

Ich öffnete die Thür. Sie wollte mich festhalten; allein ich riß mich los und eilte fort.

Ich will die Leser nicht länger mit Erzählung von ähnlichen Auftritten aufhalten, von denen ich übrigens nur die gelindesten hier angeführt habe. Doch glaube ich, jene Mädchen können unmöglich nach unserm Standpunkte beurtheilt werden, da sie eine ganz andere und freiere Erziehung genossen hatten, als es bei uns üblich ist. Freilich billigte weder Ludlow noch seine Frau solches Benehmen; allein sie ließen es gewöhnlich bei der einfachen Bemerkung bewenden: „Plagen Sie mir doch Mr. N. N. nicht so!" oder „Schwatzen Sie nicht immer Tollheiten!" Und damit hatte es sein Bewenden. Ich gebe zu, daß vielleicht Ludlow und seine Frau in solchen Dingen etwas lau waren, und daß das Benehmen jener Mädchen in andern amerikanischen Erziehungsanstalten möglicherweise strenger beurtheilt worden wäre, — ohne jedoch zu „ernsten Maßregeln" Anlaß zu bieten.

Mr. Ludlow und seine Frau waren mit der Zeit — wie ich anzunehmen hinreichende Urchsache hatte — entweder zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie nicht für das Lehramt paßten, oder sie fanden, daß mau nicht schnell genug dabei reich werden könne. Jedenfalls hatte ich nicht sehr lange nach meinem Eintritt in die Anstalt häufigen Anlaß, zu bemerken, daß Ludlow einen andern Beruf zu ergreifen entschlossen war. Der Sonntag z. B. fand Ludlow, Black und mich bei kaltem Wetter oft im Musikzimmer. Black hielt, wie schon erwähnt, eine „Knaben-Akademie", und gab auch einige Stunden im Mädcheninstitute. Ein alter Freund Ludlow's, wohnte er bei diesem im Institut und hatte sein Zimmer neben dem meinigen.

Bei solchen Anlässen wurde aber nicht musizirt; gewöhnlich heizten wir erst den eisernen Ofen, bis er roth glühte, setzten uns mit unsern Pfeifen oder Cigarren um denselben herum und rauchten ganze Nachmittage. Bei einer solchen Gelegenheit theilte mir einst Ludlow mit, daß er des Schulhaltens in Squareville satt sei. Dann ging es ans Pläne machen und Luftschlösser bauen. Ludlow wollte Anfangs weiter nach dem Westen ziehen und es noch einmal mit einer Mädchenanstalt versuchen. Allein bald gab er diesen Plan auf und wir vereinigten uns, irgendwo im fernen Westen Land zu kaufen und uns anzusiedeln. Dabei wurden Grenzgeschichten und Jägeranekdoten erzählt und das Ansiedlerleben gründlich nach allen Seiten hin besprochen, wobei jedoch die romantische Seite desselben im Vortheil stand und am häufigsten zur Sprache kam. Jeder sollte wenigstens zwei Jagdflinten und einen Revolver mitnehmen, um den Bären, Wölfen, Jaguaren, Hirschen und anderm Gewilde ernsthaft zu Leibe zu gehen, denn die Jagd mußte doch bis zur ersten Ernte hauptsächlich die Nahrung auf den Tisch liefern. Und welche saftigen Braten versprachen wir uns, welches herrliche Leben im Urwalde, und welche Abenteuer! Natürlich durften auch Cigarren und Tabak nicht fehlen, und wir besprachen uns sogar mit einigen Handelsleuten in Squareville über eine mögliche, ja auf den Herbst wahrscheinliche Lieferung von fünfzigtausend Cigarren, einigen Centnern virginischen Tabaks und einiger Gros einfacher gebackenen Pfeifen — denn einfach wollten wir leben. Aber auch für den obligaten Jägerschluck mußte gesorgt werden, denn im Winter mußte es kalt machen, da wärmte nichts das Herz so sehr, als ein derber jagdmäßiger Schluck Brandy oder Whiskey. Also kamen noch einige Fäßchen Brandy

und Whiskey aufs Inventar. Allein das Projekt zerschlug sich. Die Hauptklippe war — was soll ich sagen — das gesellschaftliche Leben. Ludlow hatte eine Frau; aus lauterm Zartgefühl, und um seine Rechte auf ihre Gesellschaft nicht allzusehr zu beeinträchtigen, schlug Black, der wie ich noch ledig war, vor, wir beiden Junggesellen sollten, wenn „dort draußen", wo wir hinziehen wollten, keine weißen Mädchen zu haben wären, uns indianische Mädchen oder Squaws nehmen und sie in aller Form heirathen. Das könnte später zur allmähligen Civilisation der umliegenden Indianerstämme führen. Zuerst aber, meinte Black, müßten wir die Weiber civilisiren, um durch dieselben auf die Männer zu wirken. Der gute Mann dachte nicht, daß die Indianer zu große Tyrannen seien, um den „civilisirenden Einfluß" der Weiber durch die That anzuerkennen. Zum Unglück — oder zum Glück — ließ Black einmal gegen Mrs. Ludlow etwas von dem famos ausgedachten Plane verlauten. Ludlow selbst war zu sehr Yankee, um die Sache zu verrathen, denn er kannte seine Frau. Diese wollte von der Sache nichts wissen und fing nun an, hinter den Gardinen so infam gegen uns zu intriguiren, daß aus der ganzen Sache schließlich nichts wurde. Wir merkten bald, wie die Aktien standen; sie fielen nämlich sehr schnell auf „non valeur", und man konnte sie nur gleich von den Aktiven unserer Zukunftspläne abschreiben. Zuerst fing Ludlow an, Bedenken zu äußern, ob er und auch wir dazu geeignet wären, bei Pflug, Spaten, Hacke und Axt Ausdauer zu zeigen; jedenfalls müßten wir selbst kochen, da man Mrs. Ludlow nicht mehr zumuthen könnte, als die Aufsicht über die Küche zu führen. Endlich ließ er auch durchblicken, daß seine Gemahlin an der Gesell-

schaft der uncivilisirten Squaws kein Gefallen finden und sich nicht mit deren Civilisation befassen würde. Wir fingen nun an, die Sache von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten, und fanden endlich einstimmig, daß das Leben im Westen wohl am allerschönsten in — einem Cooper'schen Romane sein müsse. Kurz, die Sache wurde aufgegeben, obschon wir noch lange von dem „fernen Westen" schwärmten und entsetzlich viel Tabak und Cigarren dabei verbrannten.

Ludlow hatte bald ein anderes Lebensziel gefunden. Er fing an, davon zu sprechen, er wolle Medizin studiren.

„Was?" dachte ich — „der wenigstens zwei und dreißig-„jährige Mann will noch Medizin studiren?" Ich glaubte nicht, daß er ernsthaft daran denken könne. Doch ich sah bald, daß dieß nicht nur ein bloßes Strohfeuer sei. Statt möglicherweise seinen beinahe kahlen Schopf einem indianischen Skalpiermesser Preis zu geben, erwählte er nun Pille und Sezirmesser zu seinen künftigen Attributen. Sein Entschluß schien reiflich überdacht und allen Ernstes gefaßt zu sein. Er fing an, ihn in Ausführung zu bringen. Er kaufte wissenschaftliche Werke und ein Skelett (worüber freilich Mrs. Ludlow oft den Appetit zu verlieren erklärte) und studirte mit der Entschlossenheit und Zähigkeit eines Yankee darauf los, der es auf eine komplizirte, aber vielversprechende Spekulation abgesehen hat. Ich konnte nicht umhin, seine Energie zu bewundern und mußte mir gestehen, daß ich in seinem Alter kaum den Muth haben würde, noch einen Beruf zu ergreifen, der, wie die Medizin, gründliche, jahrelange Studien und die größte Ausdauer erfordert. Allein Ludlow schien zu fühlen, daß er jetzt seine Bestimmung entdeckt habe.

Black sprach nur noch mit Verachtung vom Farmer- und Jägerleben, und vom Brode, das man buchstäblich im Schweiße seines Angesichtes erwerben und essen müsse, und fand, daß er doch „zu etwas Besserem geboren sei" als sein Lebtag in der „Scholle" zu wühlen und sich abzuarbeiten, und daß es Schade wäre, wenn er seine Kenntnisse und seine Bildung nicht praktisch zu verwerthen suche. Er legte sich nun seinerseits mit Eifer auf das Studium juristischer Bücher und glaubte, allerwenigstens den Keim eines zweiten Cicero in sich zu tragen. In diesem Wahne bestärkte ihn noch ein in seiner „Akademie" vorgefallener Skandal. Er war ein tüchtiger und energischer Lehrer und hatte bereits einige Jahre in der Ausübung des nämlichen Geschäftes im Süden zugebracht. Seine „Akademie" zählte zwischen dreißig und vierzig Schülern, von denen einige, die sich gelehrten Berufsarten zu wiedmen gedachten, die alten Sprachen erlernten. Ich war in dieser Anstalt als Hülfslehrer in den alten Sprachen betheiligt, bemerkte aber bald, daß sich mein schlauer Prinzipal unter dem Vorwande von Besprechungen über philologische Gegenstände in möglichst unbefangener Weise oft bei mir über schwierige Stellen in lateinischen Autoren Rath holte, — während er mir seinerseits im Griechischen etwas überlegen war. Im Ganzen muß ich übrigens Black das Lob ertheilen, daß er ein sehr gewandter, begabter und taktvoller Mann war. Auch wußte er sich durch eine wirklich angeborne und naturwüchsige Gemüthlichkeit und Gutherzigkeit mit den jungen Leuten auf einen ungezwungenen und freundschaftlichen Fuß zu setzen, in ihnen ein reges Interesse für ihre Studien zu erwecken und das Bewußtsein hervorzurufen, daß sie als zukünftige amerikanische Bürger einer edeln und großen Bestimmung

entgegen gingen. Aller Zwang, alles mechanische Eintrichtern war ihm ein Gräuel, und er suchte seine Schüler in allen Fächern stets zu einem gründlichen Verständnisse des Gelernten zu bringen. Wo er redliches Streben erkannte, da war er stets zur Hülfe bereit und entwickelte dabei eine Geduld und eine Nachsicht, die nicht verfehlen konnten, seine Schüler zu ermuthigen; er wußte aber dieselben zugleich auf eine lebendige und ihre schlummernden Fähigkeiten höchst anregende Weise anzufeuern und ihnen Liebe zu ihren Studien einzuflößen. Wo aber Ermahnungen gegen Trägheit oder gar Bosheit nichts fruchteten, da bewies er eine unerbittliche Strenge, obschon er aus Grundsatz nur in äußerst seltenen Fällen zu der ultima ratio der Pädagogen, nämlich zum Stocke, griff. Er besaß aber auch die Liebe und Anhänglichkeit, so wie die Hochachtung seiner Schüler im höchsten Grade.

Es konnte aber auch nicht ausbleiben, daß wie in den meisten Schulen, sich auch bei ihm einige „schwarze Schafe" eingefunden hatten, die ihm bisweilen Schwierigkeiten verursachten. So ließ sich nun einer der rohesten und ungeberdigsten eines Tages einfallen, aus Rache für einen wohlverdienten Verweis vor der Thüre des allgemeinen Recitationszimmers eine Schändlichkeit zu begehen, welche den Aufenthalt daselbst im höchsten Grade unangenehm und eine rigoröse Bestrafung und Exempelstatuirung nothwendig machte. In diesem Falle sah Black — trotzdem daß solche Maßregeln in amerikanischen Schulen gewöhnlich nicht vorkommen — keinen andern Ausweg als körperliche Bestrafung. Ohne das geringste Bedenken ergriff er daher sein spanisches Rohr und walkte den Delinquenten tüchtig durch. Der Vater des jungen Taugenichtses fand nun für gut, Black wegen „assault and battery" d. h.

wegen thätlichen Angriffs und Mißhandlung gerichtlich zu belangen. Black vertheidigte sich selbst und wurde mit Glanz freigesprochen. Der Richter erklärte ihm in ächt amerikanisch freimüthiger Weise — wenn auch vielleicht etwas indiskret — er solle alle die Jungens, welche sich so ehrlos und schamlos aufführten, nur immerhin tüchtig „mit Birkensalbe einreiben".

Diese Begebenheit machte uns als Kleeblatt berühmt und war uns einigermaßen eine öffentliche Genugthuung und Ehrenrettung für die im „Schweineprozeß" erlittene Schlappe. Black aber war von seiner bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegten eigenen Beredsamkeit so tief ergriffen, daß er von nun an seinem Studium der Rechte eifriger oblag als je.

Ich habe mit Bedacht erwähnt, daß Black längere Zeit im Süden zugebracht hatte. Wie bekannt, hatte der Süden ganz besonders das Monopol der „Tapferkeit und Ritterlichkeit", welche beiden Eigenschaften übrigens auch im Norden Achtung einflößten. Alle die, welche im Süden gewesen waren, wurden mit einer gewissen Bewunderung betrachtet, denn es war ja unerhört, daß noch ein Fetzen von ihnen übrig geblieben und nach dem Norden zurückgekehrt war. Auch Black's Selbstbewußtsein war bedeutend durch seinen Aufenthalt im Süden gestiegen; er that sich — obschon Nordländer und Feind der Sklaverei — dennoch nicht wenig zu gute auf den südlichen „Geist", den er von dort mitgebracht hatte und konnte zum Beweise dessen noch zehnmal mehr eisenfresserische Gesichter schneiden als je ein süd-karolinianischer Heißsporn. Man machte sich damals im Norden ganz rabiate Begriffe vom Süden. Südländer galten als wahre Muster der Ritterlichkeit, des Edelmuthes, der Höflichkeit und Intelligenz.

Und — sie waren es auch. Denn die Nordländer waren damals noch nicht durch eigene Erfahrung zum Bewußtsein gekommen, daß sie eben so tapfer und eben so höflich, und überhaupt eben so „bewunderungswürdig" sein könnten wie die Südländer — wenn sie nur wollten.

Genug — eines Morgens gerade nach dem Frühstück, als die Mädchen sich bereits anschickten, in die Schulzimmer zu gehen, spazierten wir noch im Garten und stießen hinter dem Hause auf einen Mann, der, an die Mauer gelehnt, in Schlaf versunken war. Sein ganzes Aussehen, sowie ein gelegentliches heftiges, geräuschvolles Aufstoßen und ein durchdringender Branntweingeruch kennzeichneten hinreichend seinen Zustand. Er mochte während der Nacht sich verirrt haben — die Gartenthüre war schon vor dem Frühstück offen gefunden worden — und vom Rausche überwältigt, hingesunken sein. Der Anblick war ekelhaft. Wir beriethen uns, wie er wohl fortzuschaffen sei, denn Niemand wollte ihn anfassen. Endlich ließ Black, der stets originelle Einfälle hatte, einen Eimer Wasser holen und goß dem Manne den Inhalt in mehreren Raten in's Gesicht und auf die bloße Brust — das Hemd stand offen. Der Mann fuhr zusammen, erwachte, sprang endlich auf, blickte um sich und erkannte die Situation. Er fing an zu fluchen, ballte die Fäuste und machte Miene, auf uns einzuspringen. Black aber, der die Scene richtig berechnet und vorbereitet hatte, um wieder einmal eine Anwandlung seines „südlichen Geistes" zu haben und sich darin zu üben, seine Ueberlegenheit zu bewähren, befahl dem Manne, augenblicklich zu schweigen und sich „von diesem Orte wegzunehmen." Der Irländer ballte die Fäuste und machte einen Versuch, Black unerschrocken in die Augen zu blicken, vermochte aber dem „südlichen Feuer", das aus Blacks

Augen „blitzte", nicht Stand zu halten, sondern senkte seine Augenlider zum Schutze gegen seine Sehorgane hinab. Black drohte, ihn beim geringsten Anscheine von Gewaltthätigkeit sogleich niederzuschlagen, und machte eine Pantomime des Faustkampfes, vor welcher der erschrockene Irländer (der Typus war unverkennbar) unwillkürlich zurückwich und sich an die Mauer schmiegte.

„Ich habe südliches Blut in mir," sprach Black, indem er mit unnachahmlicher Hoheit und Ritterlichkeit seine Arme wieder verschränkte; „lassen Sie sich nicht zu Thätlichkeiten hinreißen, ich würde Sie mit einem einzigen Schlage zu Boden strecken, wie ein Schwein. Sie sind aber ein Schwein, und ein sehr betrunkenes; packen Sie sich, — ich habe südliches Blut in mir; — auf der Stelle — fort — Marsch!" — und dabei machte Black so entsetzlich gewaltsame Demonstrationen und ein so entsetzlich südliches Gesicht, daß sein armer Gegner, ohne einen Schwertstreich besiegt, schleunigst und völlig ernüchtert den Rückzug antrat. Black aber wurde noch lange nachher von den Mädchen, welche den Auftritt mit angesehen hatten, als „südlicher Held" vergöttert.

Ungefähr ein halbes Jahr nachdem ich meine Stelle angetreten hatte, verkaufte Ludlow seine Klaviere, seine entbehrlichen Hausgeräthschaften und die „Schulgelegenheit" einem andern Yankee, und ging mit seiner Frau nach Cincinnati, wo er in dem dortigen Medical College seinen medizinischen Studien ungestört obliegen konnte. Ich besuchte ihn dort im Dezember 1850 auf meiner Reise nach dem Süden. Er hieß bereits Dr. Ludlow, und man hätte bei seinem Kahlkopfe, seinem falschen Gebisse und seinem etwas imposanten und gelehrten Aeußern den

langen Yankee eher für einen Professoren gehalten als für einen „jungen" Studenten.

Black, mit welchem ich noch einige Zeit in Briefwechsel stand, errichtete noch in einem andern Städtchen eine „Akademie", um sich seinen Unterhalt zu gewinnen und in den Zwischenstunden seinen juristischen Studien obzuliegen. Er wurde aber bald seinen Ciceronischen Aspirationen untreu und wandte sich ebenfalls der Medizin zu. Sowohl Black als Ludlow waren aber nicht im Besitze hinreichender Mittel, um ihre Studien bis an's Ende fortsetzen zu können. Sie halfen sich aber als ächte Yankees aus der Klemme und verschafften sich die erforderlichen „Spieße" in ganz origineller Weise. Mrs. Beecher Stowe hatte damals gerade ihr „Uncle Tom's Cabin" herausgegeben und stand im Zenith schriftstellerischer Glorie und Wonne. Das war ein Fingerzeig. Meine ehrgeizigen Freunde und zukünftigen Hippokraten legten ihr kleines Kapital zusammen und ließen ein Panorama von Onkel Tom's Cabin malen, das sie dreitausend Dollars kostete. Mit diesem Panorama durchzogen sie die nordöstlichen Staaten, wo der abolitionistische Enthusiasmus am größten war und ihnen die reichste Ernte versprach. Sie fanden sich auch in ihren Erwartungen nicht getäuscht, sondern verdienten sich in einem Jahre an die fünfzehntausend Dollars, verkauften das Panorama um tausend Dollars und vollendeten mit dem leicht erworbenen Gelde ihre Studien. Ludlow war im Jahre 1864 noch in Springfield, im Staate Illinois, und hatte als Arzt eine bedeutende Praxis. Wo Black hinkam, ist mir nicht bekannt.

Um meinen Lesern einen Begriff von einem solchen Panorama zu geben, erwähne ich nur, daß ich einige Jahre später in Memphis, im Staate Tennessee, ein

Panorama über Bunyan's Pilgerreise sah. Dasselbe war auf wenigstens acht Fuß hohe Leinwand gemalt und bei achtzig Ellen lang. Die hauptsächlichsten, interessantesten Stellen des Werkes waren darauf bildlich veranschaulicht. Das Ganze war auf zwei senkrechte runde Stäbe aufgerollt, und das jeweilen zwischen denselben abgerollte Bild wurde von einem der Eigenthümer erklärt und die schlagendsten, darauf bezüglichen Stellen recitirt. Es dauerte wohl an zwei Stunden, bis das Ganze erklärt war.

In und um Squareville schien mir die Intelligenz und Civilisation überhaupt größere und allgemeinere Fortschritte gemacht zu haben, als in Macville. Dieß war schon aus dem regern Leben und verhältnißmäßig feinern Gesellschaftston abzunehmen; es war aber auch negativ aus der größern moralischen, beinahe großstädtischen Rohheit und Verdorbenheit einer gewissen Klasse von Leuten zu schließen, aus einem gewissen Grade von Rowdyismus oder roher Bummelei, die, wo sie in Amerika existirt, zu einer ekelhaften Höhe ansteigt.

Ich hatte aber auch speziell in meinem Berufe Gelegenheit, diesen Fortschritt zu bemerken. Ich spielte nämlich in der presbyterianischen Kirche die Orgel. Schon der Umstand, daß man in einer Kirche nicht nur ein Harmonium hatte, das bei einer allfällig schwankenden Stimmung der Kirchenmitglieder oder bei'm Wechsel des Parteiübergewichtes nach Belieben wieder herausvotirt werden konnte, sondern eine recht nette, solide, respektable Orgel von zwölf Registern mit Blasbälgen, — zeugte von haltbaren Zuständen und klaren Begriffen und Ansichten unter den Mitgliedern der Kirchgenossenschaft. Und es war auch

eine schöne Kirche, in eigentlichem (zwar bescheidenem) Kirchenstyle erbaut. Freilich war für die Ansprüche eines europäischen (z. B. eines bernischen) Kirchgängers oder gar einer bernischen Kirchenbehörde noch sehr großer Raum zu Verbesserungen vorhanden.

Es hatte freilich beinahe jede Sekte ihre eigenen, von ihren respektiven Kirchenbehörden gesammelten und herausgegebenen Sammlungen von Liedern und Kirchengesängen, allein zum großen Theil ohne Melodien; und wenn man auch einige dieser Liedersammlungen mit Melodien zum besondern Gebrauch der Sekte besaß, auf deren Anordnung sie herausgegeben worden waren, so war man doch durchaus nicht an dieselben gebunden, sondern man sang zu den Texten auch jede andere beliebige Kirchenmelodie, welche überhaupt als solche galt, und welche gerade zum Versmaße des Liedes passen mochte. Die Herausgabe von Kirchengesangbüchern mit Melodien ist ein eigentlicher Erwerbszweig für Musiker, noch mehr aber für die Musikverleger. Diese Kirchengesangbücher enthalten gewöhnlich die vorzüglichsten und beliebtesten ältern Melodien nebst einer größern Auswahl neuer, d. h. noch unbekannter, die theils von amerikanischen Musikern neu komponirt, theils aber, und zum größten Theil aus den Werken europäischer, besonders aber deutscher Komponisten ausgezogen und bearbeitet sind. Diese Sammlungen erscheinen in starken Groß-Quer-Oktav-Bänden, kosten durchschnittlich ungefähr einen Dollar das Exemplar und werden oft in ungeheurer Anzahl verkauft. Es ist schon vorgekommen, daß von einem solchen Werke in einem einzigen Jahre über hunderttausend Exemplare abgesetzt worden sind. Unter deutschen Chorälen und Hymnen finden sich aber in diesen Kirchengesangbüchern auch sehr häufig

Melodien von deutschen Burschenliedern, Liebesliedern und dergleichen, welche, zu englischen Kirchentexten arrangirt, natürlich langsam gesungen werden. Ich erinnere mich gar wohl, wie ich einige Male, wenn ich ein solches Lied zu spielen angefangen hatte, mit dem größten Erstaunen Melodien erkannte, wie z. B. „Bemooster Bursche zieh' ich aus", oder „Crambambuli, das ist der Titel" ꝛc., welch' letztere Melodie sehr beliebt ist. Auch der „Landesvater", „Freut euch des Lebens" und viele andere jedenfalls sehr gemüthliche Melodien, die aber kaum je für die Kirche bestimmt sein konnten, fanden ihren Weg in solche Kirchenliedersammlungen. Man kann sich freilich an Manches gewöhnen, und so gewöhnte ich mich auch daran. Interessant ist die Antwort eines methodistischen Geistlichen in New-York, den man mit der Bemerkung auf diesen Umstand aufmerksam gemacht hatte, daß es doch unanständig sei, weltliche Melodien, unter denen oft sehr frivole Liebeslieder und eigentlich wilde, gemeine Trinklieder vorkommen, in der Kirche einzubürgern, wenn sie auch noch so schön seien.

„Eben darum," erwiederte der geistliche Kämpe für schöne Musik mit der Begeisterung eines Propagandisten; „eben darum, weil weltliche Lieder oft die schönsten Me„lodien haben, gebrauchen wir diese in der Kirche. Wir „wollen dem Teufel die schönsten Melodien entreißen, „er soll sie nicht allein haben."

Für Leute, welche den ursprünglichen Text und die ursprüngliche Bedeutung dieser Melodien nicht kennen, mögen viele derselben auch in der Kirche schön klingen. Allein denjenigen, welcher sie kennt, stören sie immerhin, und es ist ihm kaum möglich, dieselben, wenn auch mit

Unterlegung eines kirchlichen Textes, mit Andacht und Erbauung zu singen.

Die Kirchenlieder werden nach dem Versmaße eingetheilt und klassifizirt. Lieder zum Beispiel, in denen jede Verszeile aus vier Jamben besteht, haben nach amerikanischer (oder englischer) Ausdrucksweise „Langes Versmaß" (long metre); Lieder, in denen die vierzeilige Strophe auf die erste, zweite und vierte Zeile drei Jamben und auf die dritte Zeile vier Jamben hat, sind im „kurzen Versmaß" (short metre); Lieder, in welchen die Zeilen jeder Strophe abwechselnd aus vier und aus drei Jamben bestehen, haben „gewöhnliches Versmaß" (common metre) u. s. w. Andere Versmaße werden in ähnlicher Weise bezeichnet. Der Geistliche nennt nun das Lied, das er singen lassen will, und bezeichnet zugleich das Versmaß. Der Cantor oder Direktor des Kirchengesanges bestimmt aber nach eigener Wahl aus den im Gesangbuche enthaltenen Melodien diejenige, welche zu dem angegebenen Texte gesungen werden soll. Auf diese Weise müssen die Mitglieder des Kirchenchors zwei Bücher gebrauchen, und aus dem einen, dem Kirchenliederbuch der Sekte, den Text, und aus dem andern, dem Melodienbuch, die Melodie. Die übrigen Anwesenden singen die Melodie nach dem Gehör mit. In einigen Kirchen aber, wo weder eine Orgel oder ähnliches Instrument, noch ein Kirchenchor besteht, besonders in abgelegenen Gemeinden auf dem Lande, singt man nur solche alte Melodien, welche allen Kirchengenossen schon von lange her bekannt sind. In diesem Falle stimmt der Geistliche selbst oder ein Kirchenältester, oft aber auch ein anderes Mitglied, den Gesang an. Bei Camp Meetings und ähnlichen Anläßen werden

selten Bücher gebraucht, sondern man singt die herkömmlichen „Erweckungslieder", welche schon seit alten Zeiten gebräuchlich und Jedermann bekannt sind, und einer der anwesenden Geistlichen stimmt gewöhnlich an. Die Melodien der in den Gesangbüchern enthaltenen Lieder sind alle mit Namen versehen, meistens Namen von größern und kleinern Städten in Amerika.

Der Küster, welcher in der Kirche zu Squareville die Bälge trat, schien eine hohe Meinung von seinen Leistungen und seiner Mitwirkung zu haben. Sehr oft machte er mir das etwas zweifelhafte Kompliment: „Heute haben wir schön musicirt." Vergaß er aber einmal, was nicht selten geschah, den Bälgen die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen, so daß mitten in einem Liede die Töne plötzlich dahinschwanden und aufhörten, ja — dann rühmte er „unsere schöne Musik" nicht. In solchen Fällen erlaubte ich mir aber die Bemerkung: „heute haben „wir" nicht sehr schön musicirt," was er aber gewöhnlich nicht zu hören schien. Ludlow meinte einmal bei einem ähnlichen Anlasse: „Wir hören nichts." Der gute Küster sprach aber nicht nur über die Kirchenmusik seine Ansicht aus, wie es einem „freien Manne" ziemte, dem das Maul nicht zugebunden sein soll, sondern er ließ auch in andern Fragen seine Weisheit leuchten. Einmal trat er nach beendigtem Gottesdienste vor der Kirche zu mir und machte mich auf eine junge Dame aufmerksam, die eben aus der Kirche trat.

„Ist sie nicht sehr hübsch?" fragte er.

„Sehr hübsch," erwiederte ich; „allein ich wußte nicht, daß Sie, ein verheiratheter Mann und Familienvater, noch hübschen jungen Damen nachschauen. Sie sind doch nicht in sie . . . ."

„Ei, bewahre! die da?" rief er mit einem Ausdrucke des tiefsten Ekels und spuckte dabei auf den Boden. „Aber ist es nicht Schade um eine so hübsche Person? Denken Sie, sie ist eine von denen, welche Negerkinder unterrichten! Schwarze Kinder! Pfui!"

„Prügelt sie dieselben, oder ist sie sonst hart und grausam?" fragte ich.

„Wenn sie noch das thäte! Das ginge noch an. Allein sie unterrichtet sie! Denken Sie doch!"

„Was, sie unterrichtet sie?"

„Ja, und sie liebt sie!"

„Und sie liebt sie sogar?"

„Ja, und wenn sie artig sind, so küßt sie dieselben!"

Ich wage es nicht, des guten Küsters Grausen zu beschreiben, mit dem er diese Worte hervorbrachte. Man sah ihm an, daß er wohl nicht Negerkinder küssen würde.

„Aber sind sie denn nicht sauber gewaschen?" fragte ich.

„Ach was; sauber gewaschen! Gehen Sie mir! So einen schmutzigen Negerbalg kann man nicht sauber waschen," meinte der gute Küster; „die Niggerlehrerin wäscht sie zwar oft selbst," fügte er mit Grausen bei.

„So? da hat sie ja recht, wenn die Kinder schmutzig sind."

„Aber Niggerbälge waschen, und sie erst noch küssen!"

„Nun, die junge Dame thut jedenfalls besser, sie erst zu küssen, nachdem sie gewaschen sind. Aber hören Sie einmal, Küster, Sie meinen gewiß noch etwas Aergeres; vielleicht frißt sie gar die jungen Neger? He? Aber Spaß bei Seite — wollen Sie einmal meine aufrichtige Meinung wissen?"

„O ja!"

„Neger sind Menschen, die eben so gut das Recht

haben, etwas zu lernen und von Andern mit Menschlichkeit behandelt zu werden wie wir," sagte ich bestimmt.

„Aber — aber — begreifen Sie denn nicht, daß jene Niggerlehrerin die Achtung aller respektabeln weißen Leute verliert? Man soll sich ja nicht mit Niggern abgeben. Meinetwegen sind sie auch Menschen, es darf sie ja Niemand tödten oder bestehlen. Ich einmal will nichts von ihnen," meinte der gute Küster.

„Das begreife ich wirklich nicht. Um Ihnen die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, habe ich alle Achtung vor jener jungen Dame, wenn sie sich der armen, verachteten Negerkinder so liebreich annimmt," versicherte ich alles Ernstes den Küster.

„Sooh? — soooh!" — Das war Alles, was der Küster in seiner Entrüstung hervorbringen konnte. Augenscheinlich hatte ich seine Achtung verloren. Sogar die Achtung der Orgelbälge mußte ich verscherzt haben, denn am nächsten Sonntag verstummte die Orgel zu meinem Entsetzen zweimal mitten in „Bemooster Bursche zieh' ich aus", und „wir" hatten grundschlechte Musik.

Zur Ehre der Bewohner von Squareville muß ich sagen, daß sie in der Beurtheilung jener jungen Dame nicht alle auf der Kulturstufe unseres Küsters standen, obgleich es noch viele soi-disant Gebildete unter ihnen gab, welche über die treue Lehrerin der schwarzen Kinder die weiße Nase rümpften, um wenigstens nach ihrer Auffassung ihre weiße Abstammung, ihre weiße Gesinnung und ihren „Standpunkt" zu vindiziren *).

*) Ich erlaube mir, hier noch die Bemerkung einzuschalten, daß sowohl die Namen meiner in diesen Zeilen dem Leser vorgestellten „Weißen Bekannten", als auch diejenigen der angeführten Ortschaften aus begreiflichen Gründen fingirt sind.

Ich habe bereits meine mir ursprünglich gesetzten Grenzen weit überschritten. Indem ich für dießmal von meinen „Weißen Bekannten“ Abschied nehme, bleibt mir nur noch übrig, die Hoffnung auszusprechen, daß ich nicht zum letzten Male mit meinen freundlichen und nachsichtigen Lesern in diesen Blättern zusammengetroffen sein möge. Denn wenn es mir zur eigenen innigen Befriedigung gereicht, meine Erinnerungen aus meinem Leben in jenem Lande zu sammeln, wo ich — zum großen Theil gewiß aus Bewunderung und Achtung für unser Vaterland — mit so herzlichem Wohlwollen aufgenommen worden bin, so erzähle ich sie am liebsten meinen Mitbürgern in der Heimat.